



unijournal

Inhalt

Aktuell

Uniding: Das Wasserbecken an der Künstlergasse, einst rosa, nun gelb **2**
Seelen-Seismograf: Eugen Teuwsen, Leiter der Psychologischen Beratungsstelle **3**



Uniknigge: Wie sag ichs meinem Professor? Doktorandin Eve Hipeli gibt Rat. **4**
Fragendomino: Kurt Reimann fragt, Claudia Reusch antwortet **4**
Hilfe für die Welt: Die studentische Kommission für Entwicklungsfragen **4**
Nützliche Geschichte: Erste Bilanz des MAS in Applied History **5**
Bologna wirkt: Die Studienreform löste weit mehr aus als zunächst geplant **7**



Wissenschaft hautnah: Ausblick auf die Fakultätstage am UZH-Jubiläum **8**
Brückenbauer: Privatdozierende zwischen Lehre, Forschung und Praxis **9**
Gravierende Fälle: Helen Kellers Studie zur Durchsetzung der Menschenrechte **13**

Porträt

Weiss, wo es lang geht: Student Marcel Sprecher ist Zürcher Aiesec-Präsident **11**

Alumni

Zehn Schritte zum Erfolg: Wie der Verein Science Alumni UZH gegründet wurde **12**



Alumni-Album: Ständerat Bruno Frick über das Fehlen unbequemer Denker **12**

Letzte

Wissensfrage: Stimmt es, dass auch Schweizer das alte Ägypten plünderten? **16**
Blick von aussen: Professor Leonhard Held über bürokratische Auswüchse **16**

Service

Professuren 10, Publikationen 10 und 12, Applaus 13, Veranstaltungen 15



Blick auf die Jöriseen in einem der Quellgebiete des Rheins. Eine Traumlandschaft, auch für die Forschung. (Bild Sascha Renner)

Das Geheimnis von Nr. 13

Gewässer in den Alpen sind Laboratorien zur Erforschung des Lebens unter Extrembedingungen. Die UZH unterhält dazu eine Hochgebirgsforschungsstation an den Jöriseen.

Von Sascha Renner

Auf dem schmalen Grat, nahe den Gipfeln, die das Wasser von Rhein und Donau scheiden, steht der Biologe Kurt Hanselmann. Die Expeditionsmontur – Gletscherbrille, Baseballkappe, Halstuch – sollen vor dem garstigen Wetter in dieser Höhe schützen. Doch wir haben Glück, an diesem Oktobertag scheint die Sonne. Der erste Schnee vom September ist wieder weggeschmolzen.

Schlaraffenland für die Forschung

Kurt Hanselmann zeichnet Kurven in die Luft und blickt erwartungsvoll in die Reihen seines Freilichthörsaals, in die vor Anstrengung geröteten Gesichter, auf das gute Dutzend angehender Biologen. Er zieht ein Bündel Schautafeln hervor. Biologische Kreisläufe, chemische Diagramme, Fotos von Unterwasserlandschaften. Es sind Aufnahmen vom Grund des Jörisees Nr. 13.

Hanselmann erzählt von diesem See, als sei er eine Oase in der Wüste. Auf eine Art und Weise ist er das auch. Nr. 13, sagt er, habe eine Produktivität, die zeitweise über diejenigen des Zürichsees liege. Soll heissen: Im Jörisee brodelt es vor Leben. Dabei dürfte es hier oben, auf 2640 Metern über Meer, unter solch extremen Umweltbedingungen – keine Nährstoffquelle, im Winter meter-

dickes Eis, kein Licht und keinen Sauerstoff, im Sommer mörderisch hohe UV-Strahlung – gar kein solch üppiges Leben geben.

Warum es doch so ist, das erforscht der Wissenschaftler, seit er vor zehn Jahren auf das aussergewöhnliche Phänomen aufmerksam wurde. Damals arbeitete er im Rahmen eines EU-Forschungsprojekts an der Frage, inwiefern Hochgebirgsseen den Klimawandel dokumentierten. Doch bald schwenkte er um. «Wir hatten ein noch viel interessanteres Rätsel zu lösen.» Ökosysteme – die Wechselbeziehungen der Organismen untereinander und mit ihrer abiotischen Umwelt – seien etwas vom Komplexesten überhaupt, sagt Hanselmann. Und jenes von Nr. 13 präsentiere sich wie am Tag der Schöpfung: jungfräulich, geheimnisvoll, spannend. Denn der Jörisee 13 ist ein neu geborener See. Vor achtzig Jahren von Hans Kreis erstmals beschrieben, lag er damals noch im Innern eines Gletschers. Leben gab es nur spärlich. Mit dem Rückzug des Eises verwandelte sich See 13 dann in ein Schlaraffenland für Mikroorganismen. Und für die Wissenschaft. Das Phänomen wollte von Grund auf erforscht und erklärt sein.

Doch bevor die Studierenden das wundersame Gewässer mit eigenen Augen zu sehen bekommen, gilt es, den Aufstieg zu meistern. Kurve um Kurve, über eine steil

abschüssige Geröllhalde, geht es immer weiter bergan. Auf dem Rücken Fläschchen für die Wasserproben, Chemikalien und Labormaterial. Die Karawane zieht sich in die Länge, rückt wieder zusammen, denn allenthalben heisst es: stoppen, schauen, hören. Kurt Hanselmann ist Pädagoge aus Berufung und Dozent aus Leidenschaft. Er erklärt, wie der Gletscher das Tal formte und warum die Steine am Flüelapass grün sind. Sonntagsausflüge hätten ihm als Kind die Augen für die faszinierende Vielfalt des Lebens geöffnet. Nun tut er dasselbe mit Studierenden. Zuerst als Biologielehrer an einer Sekundarschule, dann, nach einigen Jahren in den USA, an der Universität Zürich, wo Hanselmann die mikrobielle Ökologie als Lehr- und Forschungsgebiet aufbaute.

Wie am Tag der Schöpfung

Von der Passhöhe aus ist der Rundblick überwältigend. Über ein Dutzend kleiner Seen hat der Gletscher hier, am obersten Ende des Vereinatals, einem Quellgebiet des Rheins, in den letzten Jahrzehnten zurückgelassen. Einige von ihnen leuchten hell und türkisfarben, fast wie die Südsee. Direkt unter uns: See Nr. 13. Grün wie ein Smaragd funkelt er in einer kargen, ausserirdisch anmutenden Gebirgslandschaft.

Fortsetzung des Artikels auf Seite 5

Forschungskredit 2007

Grosse Resonanz

Nicht weniger als 99 Projekte wurden in diesem Jahr vom Forschungskredit der Universität Zürich gefördert. Diese bisher höchste Zahl seit der ersten Ausschreibung im Jahr 2001 zeigt die steigende Bedeutung dieses Fördermittels. Das Echo auf die siebte Ausschreibung im März 2007 war gross: Mit 240 Projektanträgen wurde um Beiträge in der Höhe von insgesamt über 27 Millionen Franken nachgesucht. Die Gesuche stammen von Nachwuchskräften aus allen Fachgebieten der Universität Zürich. Mehr als die Hälfte der eingegangenen Anträge betrifft Dissertationsprojekte.

Die Anträge wurden im Verlauf des Sommers von der Forschungskommission und der Nachwuchsförderungskommission begutachtet und rangiert. Am 14. September 2007 wurde über die Zusprachen entschieden. Zur Verfügung standen neben den 4,9 Millionen Franken aus dem Forschungskredit erstmals eine Million Franken, welche die Stiftung Mercator Schweiz zur Förderung von Nachwuchskräften der Universität Zürich beiträgt. Zusätzlich konnten 500 000 Franken von der Stiftung für Forschung an der Medizinischen Fakultät und 100 000 Franken von der Stiftung Walter L. & Johanna Wolf an geeignete Projekte vergeben werden. Dank dieser Beiträge konnten in diesem Jahr mehr förderungswürdige Projekte unterstützt werden als zuvor. Neben der Projektqualität und der Qualifikation der Hauptgesuchstellenden war wieder der Aspekt der Nachwuchsförderung das wichtigste Auswahlkriterium.

Cornelia Kuster, Fachstelle
Projekt- und Personenförderung

Einige interessante Projekte werden in Zusammenarbeit mit unipublic im Dossier Forschungskredit 2007 erscheinen unter: www.unipublic.uzh.ch/dossiers/2007.html
Liste der bewilligten Projekte unter: www.researchers.uzh.ch/promotion/forschungskredit/ausschreibung.html

Zum Abschied von Crispin Hugenschmidt



C. Hugenschmidt.

Per Ende November 2007 verlässt Crispin Hugenschmidt, Leiter der Fachstelle Studienreformen, die Universität Zürich. Crispin Hugenschmidt studierte an der Universität Basel Jus und folgte dann seinem Lehrer Paul Richli nach Luzern, als dieser im Jahr 2000 Gründungsdekan der dortigen Rechtswissenschaftlichen Fakultät wurde. Crispin Hugenschmidt befasste sich von Anfang an mit der zu jener Zeit noch jungen Bologna-Reform und war damit der ideale Kandidat, als Udo Fries, der damalige Prorektor Lehre, im Jahr 2002 einen Leiter für die zu gründende Fachstelle Studienreformen suchte. Von Anfang an erfüllte die Fachstelle ihren Zweck, die Bologna-Reform an der UZH zu koordinieren und die Universitätsleitung sowie die neu gegründete Projektleitung Studienreformen und die Fakultäten bei der Schaffung bzw. Anpassung der nötigen Strukturen zu beraten. Seiner unermüdlichen, von grosser

Sachkenntnis geleiteten Arbeit ist es zu verdanken, dass die ihrer Grösse und Vielfalt wegen sehr komplexe Universität Zürich die Umsetzung von Bologna in relativ kurzer Zeit bewältigte und dass die Reform auf einem tragfähigen, auch juristisch gut abgesicherten Fundament steht. Crispin Hugenschmidt vertrat die Position der UZH auch in den nationalen Bologna-Gremien und stellte durch Teilnahme an internationalen Kongressen sicher, dass die Universität den Anschluss an neue Entwicklungen nicht verpasste. Sein umfassendes Wissen wird uns in nächster Zeit sicher fehlen.

Persönlich habe ich Crispin als engagierten, lebhaft argumentierenden, im guten Sinn hartnäckigen, aber stets sachbezogenen Verfechter der Bologna-Ideen kennen und schätzen gelernt. Im Namen der ganzen Universität danke ich ihm für die geleistete Arbeit und wünsche ihm für seine weitere Karriere alles Gute.

Andreas Fischer, Prorektor
Geistes- und Sozialwissenschaften

Mehr zum Thema Bologna auf Seite 7.

Forschungskredit 2008

Ausschreibung

Der Forschungskredit der Universität Zürich 2008 ist ausgeschrieben. Junge Forschende, die über einen akademischen Abschluss verfügen und ein Forschungsprojekt an der Universität Zürich durchführen möchten, sind eingeladen, sich zu bewerben. Eingangstermin ist der 1. Februar 2008.

Detaillierte Angaben finden sich unter: www.researchers.uzh.ch/promotion/forschungskredit.html
Weitere Auskünfte erteilt die Fachstelle Projekt- und Personenförderung: kommision@forschung.uzh.ch, Tel. 044 634 20 50.

Studierende gesucht

VJ mit Scharfblick

2008 feiert die Universität Zürich ihr 175-Jahr-Jubiläum. UnitedVisions, der Medienverein und unicomcommunication werden bei dieser Gelegenheit die UZH ins rechte Licht rücken. Magst du der Universitäts-Welt in dieser Zeit den Spiegel vorhalten? Informierende Beiträge, skurrile Darstellungen, bewegende Geschichten – all dies soll auf Video-Podcasts gebannt werden. Wir bieten dir eine Einführung in den Videojournalismus und die Möglichkeit, einen oder mehrere kurze Videos zu realisieren. Informationsveranstaltung: 12. Dezember 2007, 16.15 Uhr im KOL G 220. Oder melde dich bei webredaktion@unicom.uzh.ch

NEWS

Erweiterte Universitätsleitung (EUL) Aus der Sitzung vom 6. November 2007:

Die EUL genehmigte das neue Organisationsreglement der Theologischen Fakultät. Dieses trägt unter anderem dem Umstand Rechnung, dass neu ein Religionswissenschaftliches Seminar geschaffen wurde.

Noch nicht genehmigt wurde dagegen das neue Organisationsreglement der Medizinischen Fakultät. Während die meisten Änderungen, darunter Anpassungen an die neue gesetzliche Regelung des Berufungsverfahrens sowie Modifikationen in der Leitungsstruktur und der Einteilung der Fachbereiche, unbestritten waren, stiess sich die EUL an der Vorschrift, dass das Budget und die Jahresrechnung durch die Fakultätsversammlung zu genehmigen sind. Dies entspricht nach mehrheitlicher Ansicht nicht den Gepflogenheiten an der UZH; es stellt sich auch die Frage, was eine Nichtgenehmigung des Budgets oder eine Nichtabnahme der Rechnung schlussendlich bewirken würde. Befürwortet wurde aber der dem Änderungsverschlagn zugrunde liegende Gedanke einer erhöhten Transparenz. Die Vorlage wurde mit der Auflage einer Korrektur im beschriebenen Sinne an die Fakultät zurückgewiesen.

Zuhanden des Universitätsrats verabschiedet wurde die geänderte Habilitationsordnung der Medizinischen Fakultät. Hier ging es vor allem darum, die Anforderungen bezüglich der Publikationen – sogenannte kumulative Habilitationen sind in der Medizin die Regel – an die aktuellen Gepflogenheiten des Wissenschaftsbetriebs anzupassen.

Das Reglement der Forschungskommission des Schweizerischen Nationalfonds an der Universität Zürich wurde inhaltlich nicht in Frage gestellt, aber punkto Terminologie ergab sich ein gewisser Erklärungsbedarf, so dass das Reglement einer zweiten Lesung unterzogen wird.

Kurt Reimann, Generalsekretär

Assistenzprofessur gestiftet: Die Universität Zürich kann die Forschung über Erkrankungen des Nervensystems ausbauen. Das Institut für Neuropathologie erhält von der Stavros Niarchos Foundation eine Assistenzprofessur gestiftet. Das von Professor Adriano Aguzzi geleitete Institut am Universitätsspital ist das grösste seiner Art in der Schweiz und international bekannt für die Prionenerforschung.

Bibelgeschenk: Die Autorin Regine Schindler hat der Universität Zürich ihre umfangreiche und einzigartige Sammlung historischer und moderner Kinderbibeln geschenkt. Die 1700 Bände umfassende Sammlung wurde im November der Theologischen Fakultät übergeben.

Neue Graduate School gegründet: Anfang November 2007 wurde an der UZH die neue Graduate School of Chemical and Molecular Sciences Zurich mit einem internationalen Symposium eröffnet. Fast 30 Forschungsgruppen aus dem biochemischen Institut und den chemischen Instituten beteiligen sich an der Doktorandenschule.

Impressum: unijournal • Die Zeitung der Universität Zürich, Nr. 5, 3. Dezember 2007 • Herausgegeben von der Universitätsleitung der Universität Zürich durch unicom Media, Rämistrasse 42, 8001 Zürich. Telefon 044 634 44 30. Fax 044 634 23 46. E-Mail: unijournal@unicom.uzh.ch • Leitung: Dr. Heini Ringger • Redaktion: David Werner (dwe), Sascha Renner (sar) • Redaktionelle Mitarbeit: Marita Fuchs • Layout: Frank Brüderli (fb) • Korrektorat: Nina Wieser • Sekretariat: Steve Frei • Druck: gdz print, Zürich • Auflage: 15 000 Exemplare • Erscheint fünfmal jährlich • Inserate: Kretz AG, General-Ville-Strasse 147, 8706 Feldmeilen, Tel. 044 925 50 60, annoncen@kretzag.ch • Die Redaktion behält sich die sinnwahrende Kürzung von Artikeln und das Einsetzen von Titeln vor. Nicht ausdrücklich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung des Rektorats wiedergeben. • Das unijournal als pdf-Datei: www.unicom.uzh.ch/journal

Das Uniding, Folge 9: Das Wasserbecken

In Beton gegossene Grosszügigkeit



Ein Platz wie ein abstraktes Bild. Ein konstruktiv-konkretes Kunstwerk, wie es Zürich, der Geburtsstadt jener Kunstströmung, besonders gut ansteht. Doch wer es sehen will, der muss auf den Uniturm klettern. Erst aus der Vogelperspektive erschliesst sich einem die Komposition zwischen Mensa und Kollegengebäude in ihrer grossräumigen Gesamtheit. Als langes schmales Band setzt das Wasserbecken mit seinen 250 000 Litern Volumen den Hauptakzent. Mondäne Grosszügigkeit und geometrische Gradlinigkeit dominieren seit fünf Jahren den Ort, wo vorher ein englischer Rasen verschlafene Beschaulichkeit verströmte.

Das Wasserbecken der Architekten Giron/Guyer ist ein Echo auf den Karpfenteich, wie ihn der Erbauer des Kollegengebäudes, Karl Moser, immer wieder gerne einsetzte. Noch heute ziehen schwere Fische entlang der Karl-Schmid-Strasse gemächlich ihre Runden, während sich auf dem breiten Rand des neuen Wasserbeckens die Studierenden wie auf einer Liegewiese sonnen.

Am auffälligsten ist aber die Farbgebung des neuen Wasserbeckens. Kaum hatte man sich an das pfiffige Rosa gewöhnt, wechselte es auch schon die Farbe: Sonnenblumengelb. Pardon: Adrian-Schiess-Gelb, denn der dafür verantwortliche Zürcher Künstler

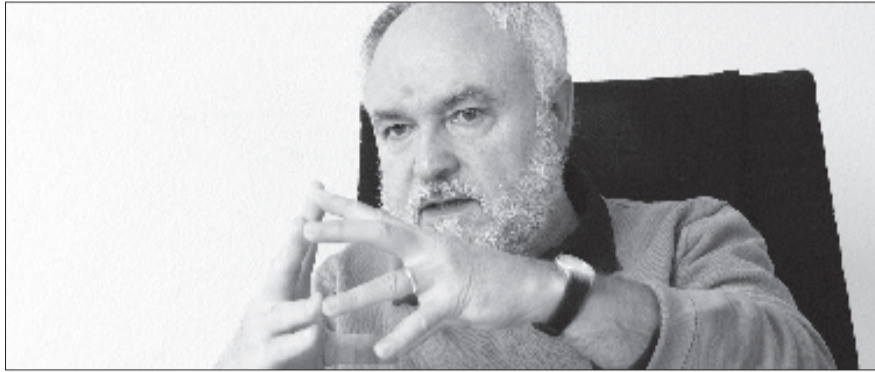
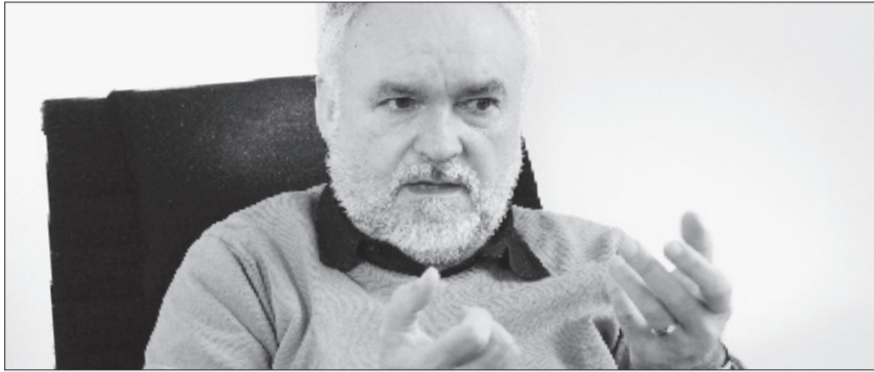
verwendet ausschliesslich eine eigens assortierte, fix definierte Farbpalette.

Der Farbwechsel ist aber nicht einer Laune des Künstlers geschuldet, sondern dem unberechenbaren Verhalten des letzten Farbanstrichs. Der bildete nämlich Blasen; ein Garantiefall, der behoben werden musste. Bei einem anderen Hersteller fand man schliesslich ein geeignetes Produkt. Dessen Angebotspalette umfasst jedoch nicht Rosa, dafür das jetzige Gelb, das mit der Schiess' schen Farbpalette konform geht. So kam es, dass das Becken eine Weile leer und farblos war. Wir denken: Gelb gut, alles gut.

Sascha Renner

«Studienzeit ist auch Krisenzeit»

Eugen Teuwsen ist so etwas wie ein personifizierter Seismograf studentischer Seelenlandschaften: 1972 gründete er an der Universität Zürich die Psychologische Beratungsstelle. Nun tritt er altershalber als deren Leiter zurück.



Interview David Werner

Herr Teuwsen, Sie haben viele Generationen von Studierenden kommen und geben sehen. Wie hat sich die Universität in all den Jahren verändert?

Eugen Teuwsen: Alles ist grösser und unübersichtlicher geworden. Im Vergleich zu heute war die Atmosphäre an der Universität vor dreissig Jahren noch sehr familiär.

Wie kam es zur Gründung einer psychologischen Beratungsstelle an der UZH?

Überall in westlichen Ländern hatten Studierende der 68er-Bewegung solche Beratungsstellen an Hochschulen gefordert, die dann nach amerikanischem Vorbild auch vielerorts eingerichtet wurden. Es kam zu einer Gründungswelle, die 1972 als erste Schweizer Universität auch die UZH erfasste.

Sind die Probleme der Studierenden seit den 70er- oder 80er-Jahren andere geworden?

Erstauflüchtigerweise gerade nicht: Die meisten Studierenden kommen heute wie damals wegen Lern- und Leistungsstörungen, Entscheidungs- und Orientierungsschwierigkeiten oder Beziehungskonflikten. Prüfungsängste sind proportional häufiger geworden, aber es hat sie natürlich auch früher schon gegeben. Zugenommen haben auch die familiären Probleme. Was sich wesentlich geändert hat, sind die Erwartungen an uns Berater: Heute soll alles schnell gehen, Instant-Lösungen sind gefragt.

Wie reagieren Sie darauf?

Auf die Schnelle geht gar nichts, deshalb bringe ich erst einmal Ruhe in die Situation. Ich insistiere auf Genauigkeit. Wer ein Problem hat und es lösen möchte, muss versuchen, sich selbst und seine Lebensverhältnisse einmal mit anderen Augen als gewohnt anzuschauen. Ich gebe Ihnen ein einfaches Beispiel: Kürzlich kam jemand völlig verzweifelt zu mir: Er hatte in einer Prüfung versagt, obwohl er sich in der Materie absolut sicher fühlte. Er verstand die Welt nicht mehr. Ich riet ihm, Einsicht in die Prüfung zu verlangen und nachzusehen, wo er Fehler gemacht hatte – was er schliesslich auch tat. Dabei realisierte er erst, dass er tatsächlich noch bedeutende Wissenslücken hatte. Diese Einsicht mag zunächst ernüchternd gewesen sein, erwies sich dann aber als grosse Erleichterung.

Ist falsche Selbsteinschätzung ein häufiges Problem?

Ein relativ häufiges. Aber Studierende sind ja im Hinblick auf ihre Selbstbeurteilung auch ganz besonders gefordert. Die Studienzeit ist in gewisser Weise immer auch eine Krisenzeit – und das hat seinen Sinn. Der Psychologe Erik H. Erikson hat einmal gesagt, die Einrichtung des Universitätsstudiums sei der grösste kollektiv organisierte Aufschub des Erwachsenwerdens überhaupt.

Nur um funktionierende Rollenträger und Arbeitsbienen heranzuziehen, bräuchten wir uns dieses kostspielige Moratorium nicht zu leisten. Die Gesellschaft hat einen Bedarf an selbstständig und kritisch denkenden Menschen. Deshalb muss man jungen Leuten, die auf der Suche sind, die Zeit und den Raum geben, krisenhafte Erfahrungen des Auf-sich-gestellt-Seins zu machen, sich von alten Vorbildern und Gewissheiten zu lösen und sich Neuem auszusetzen. Von blosser Berufsausbildung unterscheidet sich universitäre Bildung dadurch, dass sie zur akademischen und wissenschaftlichen Identitätsfindung führt; damit geht ein persönlicher Emanzipations-, Veränderungs- und Reifungsprozess einher. Ein solcher Prozess kann schmerzhaft sein. Es wäre aber falsch und nicht zum Vorteil der Studierenden, ihnen solche Erfahrungen zu ersparen.

Ist es möglich, Studierende bei solchen Entwicklungsprozessen im Rahmen von wenigen Beratungsstunden zu unterstützen?

Zunächst sind viele Studierende froh, sich einmal aussprechen zu können und mit unserer Hilfe ihre Probleme zu strukturieren. Dies löst oft schon vieles aus. Des Weiteren können wir Studierende dabei unterstützen, sich bewusst zu machen, inwiefern ihre Schwierigkeiten mit den Herausforderungen ihrer Lebensphase zu tun haben. Die Einsichten, die so zustande kommen, helfen, ausstehende und anstehende Entwicklungsprozesse in Gang zu bringen. Als Beispiel kommt mir ein Student in den Sinn, der schnellfertig sein Mathematik-Studium aufgab und zur Physik wechselte – nur weil er enttäuschende Noten bekommen hatte. Am Gymnasium waren ihm gute Zensuren in den Schoss gefallen; er hatte noch nicht gelernt, sich Erfolge hart zu erarbeiten. Während der Beratung ging ihm auf, dass er es mit seinem Verhalten vermindert, sich selbst gegenüber Verantwortung zu übernehmen, Entscheidungen zu treffen und sich auf eine Sache einzulassen, die sein ganzes Engagement erforderte.

Haben Sie auch mit überforderten Studierenden zu tun? Sagen Sie diesen, dass sie ihr Studium lieber aufgeben sollten?

Studierende, die zu uns kommen, zweifeln öfters, ob sie den Anforderungen des Studiums gewachsen sind. Sie zögern, den Aufwand für die Prüfungsvorbereitungen in Kauf zu nehmen, weil sie damit rechnen müssen, dass am Ende alles «für die Katz» gewesen sein könnte. Als psychologische Berater können wir über ihre Erfolgchancen natürlich keine Aussagen machen, wir können auch nicht beurteilen, ob sich jemand für ein Studium eignet oder nicht. Wir setzen anders an: Wir forschen nach, was geändert werden müsste, um ein zufriedeneres und erfolgreiches Lernen zu ermöglichen. Oft sind es ungeklärte Konflikte oder belastende und vermehrt auch traumatische Lebens- und Familiensituationen, welche die Studierenden an ihrer Entfaltung und am Lernen hindern.

Die Tiefenpsychologie ist nicht mehr ganz so en vogue wie auch schon; häufig wird sie als zu wenig effizient kritisiert. Ist die Bereitschaft der Studierenden, sich lebensgeschichtlich bedingten persönlichen Problemen zu stellen, in den letzten Jahren schwächer geworden?

Der tiefenpsychologische Ansatz ist unentbehrlich und hat sich in meiner Arbeit bewährt. Aber es stimmt: Der heutigen Mentalität entsprechen eher rasche Lösungsversuche. Man erwartet von Beratern, dass sie einen ohne grosse Umstände seelisch wieder «fit» machen. Aber leider ist die Pille, die eine Persönlichkeitsreifung ohne psychische Anstrengung herbeiführt, bisher noch nicht erfunden worden. Deshalb tut man sich keinen Gefallen, wenn man über ungelöste Konflikte einfach hinweggeht. Ich nenne Ihnen einen klassischen Fall: Eine Studentin wandte sich an mich, weil sie unter einer zunehmenden Leistungsschwäche litt, auf die sie sich selbst keinen Reim machen konnte. Erst nach mehreren Sitzungen kam sie darauf, dass ihr Studienfach gar nicht ihrem persönlichen Wunsch, sondern dem ihrer Eltern entsprach. In so einem Fall wäre

ein Motivationstraining kontraindiziert gewesen. Die Lösung hing davon ab, dass ein unbewusster Konflikt bewusst wurde.

Und solche Fälle kommen oft vor?

Ja. Wer Freude am Studium bekommen will, muss sich dafür öffnen, sich neu orientieren. Dafür müssen alte Bindungen gelockert und blockierende Konflikte gelöst werden.

In einer grossen Organisation wie der Universität ist es nicht leicht, sich ein Bezugsnetz aufzubauen.

Das ist richtig. Viele Studierende kommen mit der Anonymität der Universität zunächst nicht zurecht, sie fühlen sich als Null in der Masse. Darunter leidet die Motivation. Man kann in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden nicht überschätzen. Indifferenz ist für die Hochschulsozialisation verhängnisvoll. Eigenständiges Denken entwickelt sich nur, wenn die Möglichkeit zur direkten kritischen Auseinandersetzung mit Vorbildern besteht. Dozierende müssen bereit sein, ihre Vorbildfunktion auszufüllen; sie müssen Interesse an den Studierenden zeigen und Zeit für sie aufbringen.

Was raten Sie Studierenden, die sich an der Universität verloren fühlen?

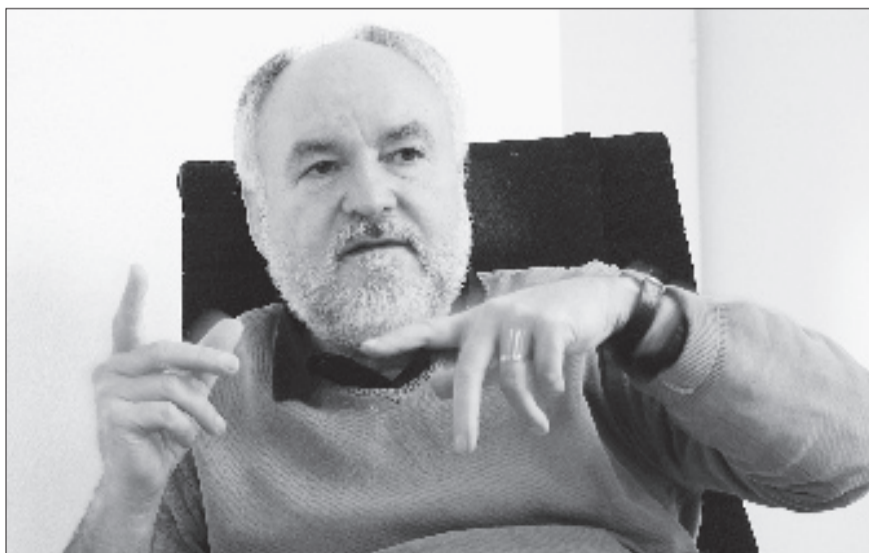
Ich rate ihnen dringend, sich zu zeigen, statt sich zu verstecken. Sich mit anderen Studierenden zusammenzutun. Und wenigstens einmal den Mut aufzubringen, bei einem Dozierenden die Zuwendung einzufordern, die ihnen zusteht. Wenn die Hemmschwelle einmal überwunden ist, kann dies einen positiven Dominoeffekt auslösen.

Wie hoch schätzen Sie die Hemmschwelle von Studierenden ein, sich bei Problemen an die psychologische Beratungsstelle zu wenden?

Das variiert stark. Wir führen regelmässig statistische Erhebungen durch, die darüber Aufschluss geben. Frauen sind erwartungsgemäss eher bereit, Hilfe anzunehmen als Männer. Studierende aus geisteswissenschaftlichen Fächern suchen aktiver nach Unterstützung als solche aus technisch-naturwissenschaftlichen Fächern. Oft kommt es vor, dass Studierende, die unter Problemen leiden, von Mitstudierenden oder WG-Gefährtinnen- und Gefährten ermuntert werden, die Beratungsstelle aufzusuchen. Leider aber überwinden viele, die in einer ersten Krise stecken, diese Schwelle nicht.

Wenn Sie auf Ihre lange Tätigkeit zurückblicken – was war das Schönste an Ihrem Beruf?

Das Gefühl, Studierenden Impulse für ihre Weiterentwicklung geben zu können. Die Arbeit mit zukünftigen Akademikerinnen und Akademikern ist faszinierend – und anspruchsvoll.



«Auf die Schnelle geht gar nichts.» Eugen Teuwsen. (Bilder Frank Brüderli)

Informationen : www.pbs.uzh.ch

David Werner ist Redaktor des unijournals.

Traktandum eins: Hilfe für die Welt

Die studentische Kommission für Entwicklungsfragen (KfE) besteht seit über fünfzig Jahren. Sie spannt mit den ganz grossen Hilfsorganisationen zusammen. Eine interessante Möglichkeit für Studierende, Erfahrungen zu sammeln.



Abstimmung in kleiner Runde: Die Kommission für Entwicklungsfragen. (Bild Sabine Müller)

Von Babaljalscha Meili

Zehn Studierende unterschiedlicher Fachrichtungen finden sich am Montag um sechs Uhr abends in einem der farbigen Container neben dem Kollegengebäude ein. Die bunt gemischte Gruppe diskutiert darüber, wie sie als kleine studentische Organisation in der Entwicklungshilfe einen sinnvollen Beitrag leisten könnte.

Erster Punkt auf der Traktandenliste der Kommission für Entwicklungsfragen (KfE): Eine Unterschriftensammelaktion für die 0,7-Prozent-Kampagne soll ausgewertet werden. Die 0,7-Prozent-Kampagne ist eine Initiative schweizerischer Hilfsorganisationen, die ein grösseres Engagement der Schweiz für die «Millennium-Development Goals» der UNO fordert. Sie ist ein typisches Beispiel dafür, wie die KfE mit den «Grossen» in der Entwicklungshilfe zusammenspannt. Durch die Kooperation mit den etablierten Hilfswerken sammeln die Studierenden in der KfE praktische Erfahrungen und knüpfen gleichzeitig Kontakte, die nach

dem Studium, bei der Arbeitssuche, wieder nützlich sein können. Zwar ist die KfE nicht der institutionalisierte Pool für zukünftige DEZA-Direktoren; aber immerhin gibt es beispielsweise eine im Libanon tätige NGO, die von einem ehemaligen KfE-Mitglied gegründet wurde.

Mit dem Ungarnaufstand fing es an

Die Kommission für Entwicklungsfragen besteht seit 1956. Damals mobilisierte der Ungarnaufstand die Studierenden. Mit Kerzenverkäufen zur Weihnachtszeit sammelten sie Geld für die Flüchtlinge aus dem Osten. Als nach 1961 diese Unterstützung nicht mehr so dringlich war, begann die Kommission ihr Engagement auf Gebiete ausserhalb Europas auszudehnen. Dafür suchte sie schon damals die Zusammenarbeit mit etablierten Hilfswerken wie der heutigen Helvetas. Im Zuge der 1968er-Bewegung wurden alte Muster der Entwicklungspolitik zunehmend kritisiert – auch innerhalb der KfE schloss man sich diesem Trend an: Man hinterfragte die bisherige Vorgehens-

weise, punktuell Geld in einzelne Projekte zu investieren. Und man begann damit, die Verflechtungen der Schweiz mit den südlichen Ländern kritisch zu durchleuchten.

«Während die KfE heute als tendenziell linke Vereinigung gilt, gehörte sie in den 1960er-Jahren zu den eher gemässigten Kreisen», erklärt Präsident David Weiss: «Die KfE war damals an der Universität schon fast als liberal verschrien. Während sich andere studentische Organisationen überlegten, wieviel Sprengstoff sie brauchen würden, um die Revolution zu zünden, wollte die KfE mit Informationsveranstaltungen à la Aufklärung die Gesellschaft verändern.»

Heute bringen die meisten Studierenden die KfE nicht mehr mit liberalem Gedankengut in Verbindung. «Bei den Ökonomen und Ökonomen war es am schwierigsten, Unterschriften für die 0,7-Prozent-Petition zu bekommen», sagt Geographiestudentin und KfE-Mitglied Aline. «Viele sehen in uns einfach die linken Armenhelfer», bestätigt David Weiss.

Weiss engagiert sich seit seinem ersten Semester bei der KfE. Der 24-jährige Politikwissenschaftler interessiert sich für neue Formen in der Entwicklungszusammenarbeit, so etwa für die von Nobelpreisträger Muhammad Yunus bekannt gemachte Kleinkredit-Strategie. Zu diesem Thema hat David Weiss fast im Alleingang eine Informationsveranstaltung durchgeführt und dabei, wie er sagt, «enorm viel gelernt». Wer Ideen habe, dem biete die KfE einen idealen Rahmen, diese umzusetzen: «Wenn ich bei der DEZA, der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit, anrufe, weil ich einen Redner für eine Podiumsdiskussion brauche, oder wenn ich dafür einen Saal an der Universität mieten möchte, dann habe ich als

Mitglied der KfE einen grossen Vertrauensvorschuss.»

Solche Informationsveranstaltungen zu organisieren und konkrete Projektarbeit im Ausland durchzuführen, sind die beiden Hauptziele der KfE. Viele Projekte entstehen während eines Auslandsaufenthalts. Die KfE hat kürzlich einer Schule in Bolivien ausgemusterte Computer der ETH geschickt, die dort weiterverwendet werden. Die Kontakte für dieses Projekt kamen durch einen Studenten zustande, der in Bolivien ein Semester lang studiert hatte.

Bei Bedarf eine böse E-Mail

Die Kommission lässt den Studierenden bei der Projektauswahl und -gestaltung viel Freiheit. Dadurch können sie ihr je nach Fachrichtung wieder anders gelagertes Wissen einbringen. Allerdings birgt diese Offenheit auch Nachteile: «In den Sitzungen», erzählt David Weiss, «zeigten sich immer alle von den vorgebrachten Ideen begeistert.» Weil aber ausser den Vorstandsmitgliedern niemand für konkrete Aufgaben verantwortlich sei, werde es, sobald es um die Ausführung der Projekte gehe, schwierig – «dann müssen alle immer ganz plötzlich und ganz dringend eine Seminararbeit fertig schreiben.» Was die Strukturen der KfE anbelange, so gebe es noch Verbesserungspotenzial – darin sei man sich einig.

Bis Lösungen gefunden sind, wird Präsident David Weiss das Problem eben auf die bisherige Art lösen: Bei Bedarf verschickt er ein «böses Mail» und dann finden sich meistens genug Leute, die mit ihrem Engagement garantieren, dass nach über fünfzig Jahren die KfE immer noch fortbesteht.

Babajalscha Meili ist Studentin und Journalistin.

uniKnigge Die Beratungsecke

Wie erklär ichs meinem Professor?

Im universitären Alltag lauern allenthalben Fettnäpfchen und Fallstricke. Angehörige der UZH geben an dieser Stelle Tipps, wie heikle Situationen mit Würde und Anstand zu bewältigen sind. Das Thema diesmal: **Wie erklär ichs meinem Professor, wenn ich meine Semesterarbeit nicht rechtzeitig abgeben kann?**

Eve Kristiina Hipeli (27), Doktorandin und ehemalige Publizistik-Studentin, schreibt:

«Öffnet man zwei Wochen vor Ende der Semesterferien die Agenda und findet rot umrandete Daten, neben denen «Abgabetermin Seminararbeit» oder Ähnliches steht, verheisst das nichts Gutes. Abgeben oder aufgeben, ist in dem Moment die Frage. Um ein Semester nicht in den Sand zu setzen, griff ich in solchen Fällen immer zu einer der folgenden zwei Methoden:

1.) Das Eilverfahren. Für vier Tage Verpflegung einkaufen – Bibliothek plündern – Termine absagen – sich im Büro einschliessen. Am besten funktioniert das Schreiben dann mit einem Song im Repeat-Modus. Nach je zwei Tagen im kreativen Koma kann man den Song zwar nie mehr hören – aber die Arbeiten sind fertig.

2.) Oder man erinnert sich daran, dass Professoren oder Professorinnen auch nur Menschen sind. Ein kurzes, persönliches Gespräch wirkt oft Wunder und macht sich besser als eine flüchtig geschriebene Erklärung per E-Mail. Zum einen erhält man sofort eine Antwort und verliert keine Zeit. Zum anderen ist es respektvoller, eine Bitte Face to Face vorzutragen. Doch wie stellt man sich dieser unangenehmen Situation? Die Furcht vor einer High-Noon-Situation ist meist unbegründet. Mit Vorteil vereinbart man telefonisch einen kurzen Termin. Wichtig ist es, mit offenen Karten zu spielen. Nur keine Ausreden! Denn verhaspelt man sich erst mal in einer Notlüge, ist das Vertrauen des Gegenübers dahin. Der Teufel steckt ja bekanntlich im Detail, auch in punkto Auftritt. Idealerweise macht man einen organisierten Eindruck und schlägt gleich einen neuen Abgabetermin vor, den man sachlich begründen kann. Schafft man es, seine Zeitnot plausibel zu erklären, sind die Chancen für Verständnis höher.

Ein findiger Kollege von mir versuchte es einmal mit dem Argument, eine spätere Abgabe bewahre den Prof immerhin vor einem überfüllten Schreibtisch ... Ob er damit durchkam, weiss ich allerdings nicht.»

Eve Kristiina Hipeli



Fragendomino

Was Sie schon immer wissen wollten

Ist mein Hund dement?

Kurt Reimann, Generalsekretär der Universität Zürich, möchte von Veterinärmedizinerin Claudia Reusch wissen: «Leiden auch Hunde und Katzen unter Altersdemenz?» Kurt Reimann schreibt: «Wir haben einen uralten Hund. Er ist sehr lieb, aber manchmal frage ich mich aufgrund seines merkwürdigen Verhaltens, ob er allenfalls Defizite in der Hirnleistung aufweist. Zwei Katzen haben wir ebenfalls, diese aber ohne Anzeichen jeglicher Demenz ...»

Claudia Reusch, Veterinärmedizinerin an der Zürcher Klinik für Kleintiermedizin und Professorin am Departement für Kleintiere der UZH, antwortet:

«Lieber Herr Reimann, eine Demenz (lat. Dementia, «Verrücktheit») ist ein Defizit in kognitiven Fähigkeiten. Beim Menschen gilt eine Gedächtnisstörung als Leitsymptom. Beim Hund kennt man ein altersabhängiges kognitives Dysfunktionssyndrom (KDS), dessen Pathophysiologie jedoch nur wenig untersucht wurde. Die betroffenen Hunde befinden sich meist in der zweiten Lebenshälfte (älter als neun Jahre) und zeigen Symptome wie Unachtsamkeit, Unsicherheit trotz vertrauter Umgebung, gestörten Schlaf-Wach-Zyklus, Inkonti-

Claudia Reusch und Kurt Reimann



nenz und Gehörverlust. Besitzer von Hunden mit KDS beschreiben das Verhalten ihre Tiere oft als «senil». Diese sogenannte Altersdemenz ist eine Ausschlussdiagnose. Zahlreiche andere Erkrankungen können ähnliche Symptome hervorrufen, für einige von diesen gibt es therapeutische Möglichkeiten und die Prognose ist günstig.

Daher sollten Hunde, die unter den genannten Symptomen leiden, gründlich medizinisch und neurologisch abgeklärt werden. Je nach Lage des Falles sind Laboruntersuchungen, Röntgen- und Ultraschalluntersuchungen sowie eine Computertomographie des Gehirns sinnvoll.

Für das kognitive Dysfunktionssyndrom gibt es keine spezifische Behandlung. Es lohnt sich jedoch ein Therapieversuch mit Selegiline, einer Substanz die auch für die Behandlung der Parkinson-Krankheit des Menschen eingesetzt wird.»

Claudia Reusch möchte eine «Domino-Frage» an Herrn Rektor Weder richten: **«Was ist des Pudels Kern?»** Die Antwort folgt in der nächsten Ausgabe.

In der Babystube des Lebens

Proben sammeln, Pässe bezwingen, ein Boot manövrieren: Was Forschung in der Mikrobiologie alles beinhalten kann, lernten Studierende auf einer abenteuerlichen Exkursion kennen.



Lehrbuchwissen ist das eine. Mit Boot und Rudern zurechtzukommen der andere Teil eines Biologiestudiums. (Bild Sascha Renner)

Fortsetzung von Seite 1

Es fühlt sich an, als ob wir die ersten Menschen hier oben wären. Eine neu geschaffene, urwüchsige, fast vegetationslose Landschaft aus groben Steinbrocken, fein gemahlenem Kies und bunten Wasserflächen, Jahrtausende lang unter dickem Gletschereis verborgen, breitet sich unter uns aus.

Der Mensch hat hier keine Spuren hinterlassen. Lediglich am östlichen Ufer von See Nr. 13, dem Ziel der Exkursion, sind zwei winzige Container auszumachen. Sie beherbergen die Hochgebirgsforschungsstation der Universität Zürich. Unten angekommen erkennt man, dass hier alles Notwendige vorhanden ist – aber auch nichts mehr. Der eine Container dient als Labor, der andere als Schutzraum und Ruhezone. Metallpritschen, Gasherde, Solarpanels. Schwimmwesten und Rettungsringe. So, dass man hier einige Zeit überleben und arbeiten kann. Am längsten habe es ein Moosforscher aus Basel ausgehalten: zwei Wochen aneinander, erzählt Kurt Hanselmann. Andere litten so sehr unter der Höhe und dem Wetter, dass sie noch am gleichen Tag wieder ins Tal absteigen mussten.

Fernrohr in die Vergangenheit

Nachdem das Labor in Betrieb genommen ist, gehen die Blicke wieder auf den See hinaus, der nicht klar, sondern grün und trüb wie ein Waldweiher ist. Taucher der Universität Zürich stellten vor einigen Jahren zu ihrem Erstaunen fest, dass auf dem Boden von Nr. 13 Myriaden von Insektenlarven siedeln, die sich vorwiegend von noch viel kleineren Bakterien und Protisten ernähren. Wie aber produziert der See die dafür notwendigen Mengen an Nahrung, fragten sich die Forscher. Wie gelingt es den Kleinstlebewesen,

an einem derart extremen Standort zu überleben? Und wie passen sie sich den immer wieder neuen Umweltbedingungen an?

Fragen, die Kurt Hanselmann als erster beantworten konnte, und die er heute seinen Studierenden stellt. Denn die Prozesse, die sie hier beobachten können, sind vergleichbar mit den Vorgängen, wie sie zu Beginn der Erdgeschichte abliefen – sie lassen sie an diesem Ort wie durch ein in die Vergangenheit gerichtetes Fernrohr beobachten. «Das macht den Jörisee Nr. 13 zu einem einmaligen Naturlaboratorium zum Studium der geobiologischen Erdgeschichte», schwärmt Kurt Hanselmann, der seine Erfahrungen heute auch für die Erforschung von Lebensspuren auf dem Mars einsetzt.

Er legt seinen Studierenden eine erste Spur und deutet auf die merkwürdigen, dunkelbraunen Überzüge, die sich auf sämtlichen Ufersteinen finden. Es handelt sich dabei um Eisen-Mangan-Verbindungen, gelöst aus den oben liegenden Gesteinen. Haben sie etwas mit der hohen Nährstoffanreicherung im See zu tun?

Ein erstes Indiz in einem Ökopuzzle, das es nun in mehreren Gruppen zum Gesamtbild zu vervollständigen gilt. Schwimmwesten werden übergezogen und das Aluminiumboot zu Wasser gelassen. Eine Spezialflasche platscht in den See, wird abgelassen und über eine Winde mit Tiefenwasser hochgezogen. Später soll im Labor eruiert werden, wie hoch die Dichte an Mikroorganismen in den unterschiedlichen Wasserschichten des Sees ist. Bakterien- und Algentepiche werden sorgfältig abgetragen, um sie später einer exakten Bestimmung zu unterziehen.

Eine andere Gruppe ist derweil dem Rätsel der Eisenoxyde auf der Spur. Tatsächlich sind sie der Schlüssel zur Lösung, wie die

nachträglichen Untersuchungen zutage fördern. Denn Eisenoxyde haben die Fähigkeit, verschiedene Nährstoffe zu binden. Während der langen Eisbedeckung, wenn der Sauerstoff im Wasser zur Neige geht, setzen sie diese wieder frei. Dadurch stehen die Nährstoffe für das erneute Wachstum der Kleinstlebewesen zur Verfügung. Der See ernährt sich so gewissermassen selbst. Durch ein ausgeklügeltes Zusammenspiel von Gesteinsverwitterung, Gewässerchemismus, Wetter und Wasserlebewelt wurden im See Nr. 13 in den letzten achtzig Jahren Bedingungen geschaffen, die aus einem anfänglich leblosen Gletscherrandsee eine lebensspendende Ursuppe werden liessen.

Schmerzende Knie

Die Exkursion an die Jöriseen bildet den Auftakt zu einem dreiwöchigen Blockkurs, in dem die Studierenden in die Welt der Mikroorganismen und ihren enormen Anpassungsleistungen eintauchen. Das Lernziel ist es, die angehenden Biologen mit der Praxis der Forschung im Feld vertraut zu machen: wie man sich in einem völlig unbekanntem Ökosystem orientiert; wie man die Umwelt auf charakteristische Indizien hin liest; was alles bei der Entnahme von Proben zu beachten ist; dass schmerzende Knie und körperliche Erschöpfung zum Berufsalltag eines Mikrobiologen gehören können, aber auch das Privileg, mit kindlicher Neugier den Geheimnissen des Lebens nachzuspüren – dort, wo es passiert.

Denn das Lehrbuch der Biologie, das wissen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach dieser Exkursion, liegt weit aufgeschlagen da. Draussen, unter freiem Himmel.

Sascha Renner ist Redaktor des unijournals.

MAS in Applied History

Nützliche Historie

Am 15. November durften die ersten Absolventinnen und Absolventen ihre Zeugnisse des neuen Nachdiplomstudienganges «Master of Advanced Studies in Applied History (MAS)» entgegennehmen. Die Master- und Zertifikatsfeier fand im ehrwürdigen Senatszimmer der Universität Zürich statt. Zugegen waren unter anderem Reinhard Fatke, Dekan der philosophischen Fakultät, Bernd Roeck als leitender Professor des Programms sowie Prorektor Andreas Fischer, welcher die Diplome überreichte. Für die musikalische Umrahmung sorgten Monica Staub an der Gitarre und Jan-Friedrich Missfelder mit Gesang.

Mit Geschichte auffallen

Weiterbildungsprogramme stehen heute hoch im Kurs, alleine die Schweizer Universitäten bieten mehrere hundert an. Der «MAS in Applied History» ist in seiner Form jedoch nach wie vor einzigartig in ganz Europa. Trotzdem bleibt die Frage berechtigt, weshalb man sich gerade für eine historische Weiterbildung entscheiden soll.

Eine Antwort darauf liefert der Master-Absolvent Filippo Lindt, der als Kadermitglied einer Privatbank aus einem gänzlich anderen Umfeld stammt: «Nach meiner Grundausbildung in den Rechtswissenschaften habe ich lange mit dem Gedanken gespielt, ein MBA anzuschliessen. Doch im Vergleich zum weit verbreiteten MBA-Titel fällt man mit einem Abschluss in Applied History auf dem Arbeitsmarkt eher auf. Obendrein ermöglichte mir der Studiengang, meine Soft Skills auszubauen.»

Gemäss Professor Bernd Roeck kann «historisches Denken als vielfältig einsetzbare Software» genutzt werden. Zielpublikum für den Nachdiplomstudiengang sind deshalb Personen aus verschiedenen Berufsfeldern, für die geschichtswissenschaftliche Kenntnisse eine wichtige Voraussetzung für erfolgreiches Handeln bilden. Journalisten, Medienleute, Kulturschaffende, Personen aus den Bereichen der Politik und Diplomatie sowie Manager und Verantwortliche aus Wirtschaft und Verwaltung sollen gleichermaßen angesprochen werden.

Strategisches Potenzial

Das Weiterbildungsprogramm will das methodische und strategische Potenzial der historischen Denkweise vermitteln. Dabei steht das Erlernen eines kritischen Umgangs mit Quellen als Basis historischen Forschens ebenso im Zentrum wie der Praxisbezug und kommunikative Fähigkeiten in Wort und Schrift. Neben den methodischen Kenntnissen werden die Studierenden beispielsweise auch mit dem Ausstellungswesen konfrontiert und zudem mit der Bedeutung der Geschichtswissenschaft für Film, Fernsehen und Printmedien vertraut gemacht.

Der «Master in Applied History» kann berufsbegleitend absolviert werden und dauert vier Semester. Neben dem Besuch von Modulen ist das Verfassen einer Masterarbeit Pflicht, um die sechzig ECTS-Punkte für einen erfolgreichen Abschluss zu erhalten. Für jene, die nicht einen Master absolvieren, aber trotzdem einen Einblick in das historische Arbeiten bekommen wollen, besteht die Möglichkeit, einen Diplomstudiengang (DAS), der sich an bestimmte Berufsgruppen richtet, oder ein «Certificate of Advanced Studies in Applied History (CAS)» zu belegen. Arbeitsaufwand wie Kosten sind dabei geringer. Des Weiteren ist für die nächste Runde eine intensive Zusammenarbeit mit dem Berkeley College geplant.

Maurus Immoos, Student und Journalist

Weitere Informationen zu den Kursangeboten auf www.mas-applied-history.uzh.ch

Für Infomaterialien wenden Sie sich an Frau Olga Pollack: applied-history@hist.uzh.ch

Bologna steht – Mister Bologna geht

Die heisse Phase der grössten Reform in der Geschichte der Universität Zürich ist geschafft. Eine Zwischenbilanz zeigt: Bologna wirkte wie ein Katalysator und löste weit mehr aus, als man zunächst geahnt und geplant hatte.

Von David Werner

Es war das erste Mal seit seinem Amtsantritt 2002, dass Crispin Hugenschmidt ohne Krawatte zu einer Sitzung der Projektleitung Studienreform erschien. Der legere Auftritt war nicht ganz ohne Symbolwert: Hugenschmidts Auftrag als Manager der Bologna-Reform an der Universität Zürich ist nun erfüllt. Alle sieben Fakultäten haben die Umstellung auf die neuen Bachelor- und Masterstudiengänge eingeleitet, zuletzt – mit Beginn des laufenden Semesters – die beiden medizinischen Fakultäten. Bologna ist kein Projekt mehr. Bologna ist Realität geworden.

Fünf Jahre intensiver Diskussions-, Konzeptualisierungs-, Beratungs- und Überzeugungsarbeit: Gab es Momente, in denen den Bologna-Organisator das Gefühl beschlich, der Komplexitätsgrad der Reform wachse ihm über den Kopf? Hugenschmidt lacht: «Momente? Dieses Gefühl hatte ich dauernd!» Es gehöre eben zu Reformprozessen dieser Grössenordnung, dass sie kaum von einem Punkt aus zu überblicken seien und unvorhersehbare Wendungen nähmen. «Doch immer dann, wenn der Druck besonders gross und die Auseinandersetzungen besonders heftig waren, kamen die kreativsten, die besten Lösungen zustande.»

Noch ist das Ziel nicht ganz erreicht: Einige Brocken wie die Umstellung der Doktoratsstufe und die Einrichtung von universitätsübergreifenden Studienprogrammen (sogenannten Joint Programs) müssen noch gestemmt werden und viele Details auf der operativen Ebene sind noch zu regeln, etwa das Zulassungsverfahren für ausländische Studierende im Übergang von Bachelor- zu Masterstudiengängen. Alle Beteiligten müssen sich mit den neuen Anforderungen vertraut machen. Und schliesslich gilt es, die Auswirkungen der Reform zu beobachten und allfällige Schwachstellen zu korrigieren.

Andreas Fischer – als Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften zuständig für die Lehre – kann trotz dieser noch ausstehenden Aufgaben ein klein wenig aufatmen. «Die heisse Phase», sagt er, «liegt hinter uns.» Er beschloss deshalb, die Projektleitung Studienreform aufzulösen; sie trat am 7. November zum letzten Mal zusammen. Ihre Aufgaben übernimmt nun die personell



Crispin Hugenschmidt, scheidender Leiter der Fachstelle Studienreformen, und Andreas Fischer, Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften. (Bild D. Werner)

gleichsam allein auf der grünen Wiese», sagt er. Der allgemeine Informationsstand an der Universität war rudimentär. Die Schweiz hatte 1999 die Bologna-Deklaration unterzeichnet, die Hochschulen mussten dem nun Taten folgen lassen. Die Reform wurde zunächst als eine von aussen auferlegte Bürde empfunden, entsprechend gross war die Skepsis. «Es war für mich eindrücklich, mitzerleben, wie sich diese Einstellung allmählich änderte», sagt Hugenschmidt. Zu Beginn stand die Projektleitung mit ihren Anstrengungen noch allein, dann aber ging die Bewegung immer stärker von der Basis aus. Entscheidend dafür war, dass die Fakultäten und Stände so umfassend wie möglich in den Reformprozess einbezogen wurden. Diese machten von der Möglichkeit Gebrauch, ihre Geschicke in die eigene Hand zu nehmen – in unterschiedlicher Intensität zwar, aber gesamthaft gesehen doch mit dem Ergebnis, dass die Reform in den Köpfen ankam und Sache der ganzen Universität wurde.

Das Subsidiaritätsprinzip griff. Manchmal stellte es die Projektleitung allerdings auch vor Schwierigkeiten: Das anfängliche Bestreben etwa, alle Studiengänge der Universität homogen zu strukturieren, scheiterte. Man leistete, nachdem man festgestellt hat-

ähnliche Bilanz: Man habe zunächst nicht eingesehen, warum man Bewährtes durch Unerprobtes ersetzen und dazu noch erhebliche Mehrbelastungen in Kauf nehmen solle. «Bologna», erinnert er sich, «das war wie ein Stapel Hausarbeiten, den man aufgedrückt bekam und den man lustlos vor sich her schob. Irgendwann ging man murrend daran, den Berg abzarbeiten – und dabei machte man Erfahrungen, die einen in unvermuteter Weise tatsächlich weiterbrachten.»

Andreas Fischer: «Die Einsicht setzte sich durch, dass eine ständige Weiterentwicklung der Lehre unerlässlich sei.»

Dass die Reform auch mit Verlusten verbunden ist, stellt Fischer nicht in Abrede. «Die Beschneidung der Freiheiten von Studierenden und Dozierenden, welche die verstärkte Formalisierung der Studiengänge nach sich zieht, finde ich bedauerlich.» Auf der anderen Seite aber stehen grosse Zugewinne: neben den ursprünglich deklarierten Bologna-Zielen – bessere Rahmenbedingungen für Mobilität, straffere Strukturen, kürzere Studienzeiten – gehört dazu auch ein deutlicher Qualitätszuwachs in der Lehre.

Prozess der Selbsterneuerung

«Bologna», sagt Fischer, «wirkte wie ein Katalysator. An der Universität wurde ein Selbsterneuerungsprozess ausgelöst, der weit über das «Reform-Soll» hinausging.» Das begann mit der Forderung, Studiengänge strukturell an die Reformbestimmungen anzupassen. Dazu mussten Lehrziele expliziter und verbindlicher festgelegt werden, was wiederum Reflexionen darüber anregte, was universitäre Lehre wie, warum und mit welchen Mitteln erreichen solle und könne. Hochschuldidaktische Fragen wurden aufgeworfen, alte Gewohnheiten in der Wissensvermittlung hinterfragt, Curricula neu überdacht. Kurzum: die Lehre wurde zum Thema, und ihr Stellenwert im Bewusstsein wuchs. Ein wirkungs- und erfolgsorientiertes, ein auf Kompetenzen statt auf reines Wissen abzielendes, ein systematisch auf die Studierenden und ihre Bedürfnisse fokussierendes Lehrverständnis fasste Fuss. Vor allem aber setzte sich die Einsicht durch, dass ein ständiges Überdenken und Weiterentwickeln der Lehre unerlässlich sei; und dies, so Fischer «ist wahrscheinlich das wichtigste, das bleibendste Ergebnis von Bologna.»

Die Reform verlief nicht linear. Sie wurde von kollektiven Lernprozessen begleitet, unter deren Einwirkung sich das Projekt laufend veränderte. Die Gewichte verschoben sich. Dinge, an die man zuvor nicht gedacht hatte, erhielten plötzlich Bedeutung. «Man kommt zu keinem angemessenen Bild der Reform, wenn man sie nur am ursprünglich deklarierten Ziel eines gemeinsamen europäischen Hochschulraumes misst», betont Fischer. «Und man kommt zu keinem gerechten Urteil, wenn man die Erfüllung dieses Ziels zum einzigen Bewertungskriterium macht.» Anfänglich bemühte man sich vor allem um internationale Vereinheitlichung – um die Durchsetzung der gestuften Studiengänge und des ETCS-Punktesystems. Mit der Zeit verlagerte sich der Akzent darauf, Studienangebote und Abschlüsse verschiedener Universitäten vergleichbar machen. Je transparenter nun aber die Studienangebote wurden, desto klarer traten auch die Unterschiede hervor. Ein Grundkurs in englischer Sprachgeschichte an der Universität Zürich etwa vermittelt nicht dieselben Grundlagen wie einer in Cambridge oder einer in Bratislava – das fiel nun plötzlich deutlich auf. So schärfte der Vereinheitlichungsprozess paradoxerweise den Blick für die Differenzen. Das hatte so niemand vorausgesehen.

Transparenz führt zu Qualität

Nach Einschätzung von Prorektor Andreas Fischer brachte diese Entwicklung grosse Vorteile – zumal für eine international gut aufgestellte Hochschule wie die Universität

Zürich: «Die höhere Transparenz macht die Vorzüge unserer Lehrangebote deutlicher sichtbar; sie schafft darüber hinaus starke Anreize für die Institute, ihr Profil zu pflegen und auf eine hohe Qualität in der Lehre zu achten.»

Zur Qualitätssicherung werden auch klare Zulassungskriterien beitragen: «Einen Automatismus zur Aufnahme von ausländischen Mobilitätsstudierenden zu Masterprogrammen wird es nicht geben», sagt Fischer. «Wir haben die Kompetenz zu einem abschlägigen Entscheid, wenn das Profil des Bachelor-Abschlusses nicht den Anforderungen der UZH entspricht.»

Ob sich die gewünschte Mobilitätskultur unter den Studierenden durchsetzen wird, lässt sich heute noch nicht sagen. Da die Bologna-Richtlinien nicht überall gleich schnell umgesetzt wurden – sehr viele Länder hinken der Schweiz diesbezüglich hinterher – wird man noch etwa fünf Jahre warten müssen, bis sich erste Effekte einstellen. Zukünftig soll jeder Masterstudiengang 25 Prozent Mobilitätsstudierende anziehen, so sieht es zumindest ein Strategiepapier der Schweizerischen Rektorenkonferenz (CRUS) vor. Wie mit der zu erwartenden Menge von Anträgen für ein Masterstudium administrativ zu verfahren sein wird, gilt es in den nächsten Monaten zu klären.

Crispin Hugenschmidt wird diese Reformphase nicht mehr begleiten. Ende November nahm er Abschied von der Universität Zürich. Die weiteren beruflichen Ziele des Juristen sind noch offen. Zunächst geht er auf Reisen. Und wer weiss: vielleicht führt seine Route ja – über Bologna.

David Werner ist Redaktor des unijournals.

Crispin Hugenschmidt: «Es war eindrücklich zu erleben, wie sich die Einstellung zu Bologna allmählich änderte.»

ähnlich zusammengesetzte Lehrkommission. Weiter entschied Fischer, die Fachstelle Studienreformen, die ihm bisher als eine Art Stabsstelle direkt unterstellt war, in den Bereich Lehre einzugliedern. Dies bot sich im Zusammenhang mit der im Juli vollzogenen Umformung des ehemaligen Prorektors Lehre zum Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften an.

Auf der grünen Wiese

Die Fachstelle Studienreformen war im Oktober 2002 ins Leben gerufen worden. Sie sollte die Universitätsleitung und die Fakultäten bei der Anpassung der Strukturen an den Bologna-Forderungskatalog unterstützen und die Reformaktivitäten der Universität koordinieren. Als Hugenschmidt damals die Leitung der Fachstelle übernahm, waren die Bologna-Ziele zwar gesteckt, ansonsten deutete aber noch nichts auf die künftige Reform-Grossbaustelle hin. «Ich befand mich

te, dass den Bologna-Richtlinien auch ohne diese Vereinheitlichung Rechnung getragen werden konnte, einer «Kultur der Vielfalt» Vorschub. Ein entsprechend farbiges Bild bietet sich einem heute beim interfakultären Vergleich der Studiengänge. Hugenschmidt ist der Ansicht, dass das Bottom-Up-Vorgehen im Reformprozess zwar kräftezehrend, aber richtig war: «Wir haben intensiver an Reglementen gefeilt, mehr debattiert und mehr Vernehmlassungen durchgeführt, als dies anderswo der Fall war. Dies führte zu zeitlichen Verzögerungen, bewirkte aber, dass die Beteiligten ein Gespür für die Freiräume bei der Ausgestaltung der Reform entwickelten. Sie begannen sich mit dem Projekt zu identifizieren – und es mit zu tragen.»

Prorektor Fischer, der den Reformprozess als Anglistik-Professor zunächst an der Basis, später als Mitglied der Projektleitung, dann als Dekan und schliesslich als Prorektor miterlebte und mitgestaltete, zieht eine

Lange Nächte, krumme Touren

Pokern wie Al Capone, auf Pferderücken dahinspreschen wie John Wayne, gesiebte Luft atmen wie Walter Stürm, einem Abendmahlvergifter nachspüren – dies und mehr bieten die Theologische, die Rechtswissenschaftliche und die Vetsuisse-Fakultät zum Jubiläum der UZH.

Von Maurus Immoos

«Die Juristerei auf vielseitige Art und Weise erlebbar machen», dies steht für Prodekan Isaak Meier und sein Team im Zentrum. Unter dem Motto «Recht als Schutz und Grenze» wird sich die Rechtswissenschaftliche Fakultät vom 3. bis 9. März 2008 mit einem reichhaltigen Angebot der Öffentlichkeit präsentieren.

Rechtliche Fragen begleiten die Menschen von der Geburt bis zum Tod, trotzdem bleibt es für Laien zeitlebens schwierig, sich im Paragrafenschwung zurechtzufinden. Mit der Vortragsreihe «Crash-Kurse zu Alltagsfragen» bietet die Rechtswissenschaftliche Fakultät den Besuchern die Möglichkeit, rechtliche Sachverhalte aus dem Alltag kennenzulernen und ungeklärte Fragen an Professorinnen und Professoren zu stellen. Auf dem Programm stehen Familienrecht, Erbrecht, Betreibungsrecht, Arbeits- und Sozialversicherungsrecht.

Nachgebaute Gefängniszelle

An den «Vorträgen zu Tagesthemen» wird gezeigt, welche Auswirkungen das sich ständig im Wandel befindende Recht auf die juristische Forschung und unser Alltagsleben hat. Copyright im World Wide Web, die Grundlagen des islamischen Rechts und der Steuerstreit zwischen der Schweiz und der EU sind nur ein Teil der Themen, die in diese Vortragsreihe vorkommen.

Auch an die kleinsten Besucher wird gedacht. Kinder erfahren von Professoren, warum Menschen ins Gefängnis müssen, und knüpfen mit Studierenden auf spielerische Art erste Kontakte mit der Rechtswissenschaft. In der Ausstellung lässt sich dann unter anderem auch eine nachgebaute Gefängniszelle betrachten.

Am Tag der offenen Tür wird das Publikum im Lichthof der Calatrava-Bibliothek die Gelegenheit haben, an einem Prozess teilzunehmen. Am Moot-Court-Wettbewerb stehen sich angehende Juristinnen und Juristen gegenüber, welche ihre Parteien in einem Schiedsgericht vertreten. Das historische Mobiliar aus dem Saal des Kassationsgerichts wird sicherlich eine würdige Kulisse für das fiktive Streitgespräch abgeben.

Ein Jubiläum ist auch ein Anlass, um zu feiern. Die Möglichkeit dazu besteht an der «Langen Nacht des Rechts». Künstlerinnen und Künstler mit juristischem Hintergrund lassen einen die Paragrafenreiterei mit Sicherheit vergessen. An der Party in der Mensa dürfen alle nach Gusto in eine «Ober- oder Unterwelt» eintauchen. In der Oberwelt wird das Schöne und Glamouröse zelebriert und in der Unterwelt erleben Sie die Welt von Al Capone mit Roulette, Poker und einarmigen Banditen.

Stadtspaziergang mit Vandalen

«Klein aber fein», so will sich die Theologische Fakultät an ihrem Tag der offenen Tür präsentieren. Unter dem Motto «Religion und ihre Wege: eine Spurensuche» lädt sie Besucherinnen und Besucher am 4. April 2008 an die Kirchgasse 9 ein. Gemäss Dekan Samuel Vollenweider nimmt die Theologische Fakultät das 175-Jahr-Jubiläum zum Anlass, «ihre theologische und religionswissenschaftliche Forschung der Öffentlichkeit nahezubringen».

Neben Workshops und Referaten können die Gäste im wahrsten Sinne des Wortes auf Spurensuche gehen. Privatdozent Peter Opitz wird sie mit einem Stadtspaziergang



Hundebluttransfusionen, Westernreiterei, Gefängnisvisitationen: Erlebnisreiche Fakultätstage stehen bevor. (Bild Stephan Liechti)

in die Reformationsgeschichte entführen, welcher den Titel «die Zürcher Vandalenakte vom Herbst 1523 und ihre Hintergründe» trägt. Am späteren Nachmittag kann das Publikum bei einem Stadtrundgang «auf den Spuren des Zürcher Abendmahlvergitters von 1776» wandeln.

Der Abschluss des Besuchstages bildet die Vernissage zum Buch «Auf meine Art – Jugend und Religion». Weiterführend sind die «Grossmünsterreden» zu erwähnen, die jeweils an den Donnerstagen im April 2008 stattfinden.

Hufschmiede und gedopte Mäuse

Vom 17. bis 18. April 2008 wird sich die Bahnhofshalle Zürich in eine Tierarena verwandeln. Grund dazu liefert die Vetsuisse-Fakultät, welche dort unter dem Motto «Veterinärmedizin für Tier und Mensch» ihre Tätigkeit in Lehre, Forschung und Dienstleistung einem breiten Publikum vorstellen wird.

Jung und Alt werden mit Tiervorführungen und Vorträgen zwei spannende Tage erleben dürfen. So können Besucherinnen und Besucher beispielsweise den Hufschmieden bei ihrer Arbeit über die Schultern gucken oder in den Genuss einer Westernreitvorstellung kommen. «Wir hoffen, dass die eine oder andere Person vielleicht zu spät zur Arbeit kommt oder den Zug verpasst», meint der Projektverantwortliche Professor Marcel Wanner.

Wer sich mehr für das Fachliche interessiert, der kann im Zelt neben der Tierarena bei Vorträgen viel Wissenswertes erfahren. Die Studierenden zeigen auf, weshalb das Veterinärmedizinstudium immer mehr Frauen anlockt; Sportinteressierte erfahren, was es mit Epo-gedopten Mäusen auf sich hat und Professor Ueli Braun erklärt, was getan werden muss, wenn Kühe Nägel fressen. Nebenbei können Sie Ihren vierbeinigen Freund einem Gratis-Gesundheitscheck unterziehen. Oder Ihr Hund kann Blut spenden für andere Hunde in Not.

Maurus Immoos ist Student und Journalist.

Gedanken zum Symposium «Universitäres Wissen teilen» (3)

Schranken und Grenzen des Wissens

Fachliche Voraussetzungen markieren Grenzlinien zwischen wissenschaftlichen Disziplinen und errichten Schranken des Wissens. Ein Nachdenken über solche Schranken und Grenzen berührt die Frage, was Wissen eigentlich ist. Und diese Frage ist sehr alt. Platon hat ihr einen wunderschönen Dialog gewidmet (Theaitetos). Im Zuge dieses Gesprächs kommt Sokrates auf die Bedeutung der Wahrnehmung und denkt darüber nach, was es heisst, dass nichts für sich selbst etwas ist. Jeder Gegenstand ist eben ein Gegen-Stand und nicht eine Seinseinheit an sich. Das wird exemplarisch anschaulich, wenn wir eine Farbe sehen, die «sich als etwas herausstellen wird, das aus dem Zusammentreffen der Augen mit der zugehörigen Bewegung resultiert. Und was wir jeweils als Farbe bezeichnen, wird weder das sein, was [vom Gegenstand her auf uns] trifft, noch das, was [in unseren Augen] getroffen wird, sondern etwas dazwischen, das sich jedem als etwas Eigenes präsentiert» (Theaitetos 153e–154a).

Das Beispiel der Farben führt uns zum einen vor Augen, dass, was wir erkennen, von unseren natürlichen Möglichkeiten abhängt. Das bedeutet auch, dass nicht alle dasselbe sehen. Wer etwa, wie einer der Ko-Autoren dieses Beitrags, mit einer Rot-Grün-Schwäche geboren ist, der wird einen herbstlichen Baum anders wahrnehmen als andere und im Wald weniger Erdbeeren finden. Und wenn wir durch die Augen einer Biene eine Blumenwiese betrachten könnten, dann würden wir weder Rot noch Grün, wohl aber ultraviolette Blüten sehen. Das Beispiel der Farben führt uns zum andern vor Augen, dass, was wir erkennen, von unseren Vorstellungsmöglichkeiten und das heisst auch, von unseren sprachlichen Konventionen abhängt. Eine Farbe als Rot oder Grün wahrzunehmen, setzt ein Begriffssystem voraus, das über

die entsprechenden Kategorien und Unterscheidungen verfügt.

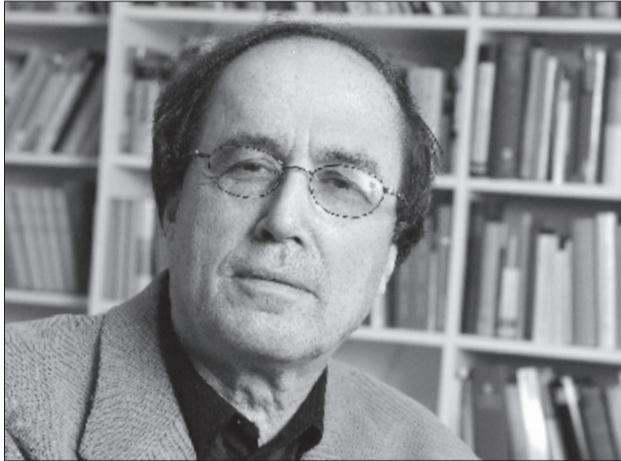
Das gilt auch für das System der Wissenschaften – mit dem Unterschied, dass wissenschaftliche Begriffe weniger wie ein Grundvokabular der Farben aufgrund struktureller Übereinstimmungen korrespondieren, sondern weit mehr aufgrund ihrer konventionellen Vielfalt divergieren. Was wir als Gegen-Stand einer wissenschaftlichen Untersuchung betrachten, ist massgeblich mitgeprägt durch die Geschichte dieser Wissenschaft, durch ihre Vorbegriffe und ihre Methode: Sie präformieren gleichsam den Gegen-Stand und beschränken unser Blickfeld. Über solche herkömmlichen Schranken wissenschaftlicher Erkenntnis wird am Symposium «Universitäres Wissen teilen» aus philosophischer Sicht Peter Schulthess reflektieren. Es sind aber nicht nur konventionelle Schranken in unseren Köpfen, sondern – wie bei der Wahrnehmung von Farben – auch natürliche Strukturen und Funktionen, die unser Erkennen ermöglichen und beschränken. Zu solchen naturgegebenen Schranken werden aus neurobiologischer Perspektive Peter Brugger und Markus Heinrichs einige Anmerkungen beitragen. Und schliesslich lässt sich darüber nachdenken, ob es denn prinzipiell Unerkennbares gibt. Wie, so wird Hans Weder aus theologischer Sicht fragen, würde sich die Situation, etwas noch nicht zu wissen, von der unterscheiden, etwas nie wissen zu können?

Alexander Borbély,
Alt-Prorektor
Forschung;
Hansueli Rüeegg,
Forschung und Nachwuchsförderung

Das Symposium «Universitäres Wissen teilen» findet im Rahmen des Jubiläums der UZH vom 17. bis 18. März 2008 statt. Programm und Anmeldung: www.175jahre.uzh.ch/symposium

Tanzen auf zwei Hochzeiten

Das unijournal zeigt in einer Porträtserie, auf welcher vielfältigen Weise die Universität Zürich mit der Gesellschaft verflochten ist. Im dritten Teil stellen wir zwei Privatdozenten und eine Privatdozentin vor, die ihre Erfahrungen aus der Praxis in die Universität einbringen.



Mario Gmür, Psychotherapeut und Autor
«Ich nutze meine Freiheit»

Vor laufender Kamera zerriss er als Teilnehmer einer TV-Sendung kürzlich ein Exemplar der Bild-Zeitung und warf es demonstrativ in den Abfalleimer: Der Zürcher Psychotherapeut und Privatdozent für Psychiatrie Mario Gmür ist ein eloquenter Medienkritiker. Woher kommt seine Aversion gegen Boulevard-Zeitschriften? Als Psychiater verfasste er wiederholt forensische Gutachten und erlebte dabei, wie manche der Begutachteten noch während laufendem Gerichtsprozess von den Medien vorverurteilt und zum Abschuss freigegeben wurden. Auch in seiner Praxis erschienen Patienten, welche unter Medienkampagnen zu leiden hatten. Gmür fiel auf, dass die Opfer solch unfreundlicher medialer Aufmerksamkeit ähnliche Symptome zeigten wie Traumaopfer.

Seine Beobachtung hat er in zwei Büchern publiziert, die sich an eine breite Leserschaft wenden: «Der öffentliche Mensch – Medienstars und Medienopfer» (2002) und «Das Medienopfersyndrom» (2007). Gmür übt darin radikale Kritik an Journalisten, die für eine höhere Einschaltquote die Privatsphäre der Menschen verletzen. Werden Menschen in den Medien lächerlich gemacht, wird Intimes über sie ausgeplaudert oder gar Falsches berichtet, kann dies zu grossem psychischem Leid führen: Man schämt sich, fürchtet um sein Ansehen, seine Freunde und gar den Job. Medienopfer können depressiv werden, hegen Rachefantasien, fühlen sich schuldig und ohnmächtig.

«Als selbständiger Therapeut bin ich unabhängig von der Scientific Community»

Mario Gmür hat sich allerdings nicht auf Medienopfer spezialisiert. Seine Habilitation galt der Schizophrenie, er hat sich mit Spielsucht befasst und 2006 ein Buch über Extremisten publiziert. Fragt man Gmür nach seiner Tätigkeit an der Universität, kalauert er: «Ich bin Dozent für Egalistik. Denn ich darf die Freiheit der Lehre uneingeschränkt ausnützen.» Als Privatdozent entscheidet er selber, was er für Lehrveranstaltungen anbietet. Zurzeit widmet er sich dem Thema Rechtspsychologie. Als selbständiger Therapeut geniesst er eine gewisse Narrenfreiheit und ist unabhängig vom Wohlwollen der Scientific Community. Und die ist ihm in der Psychiatrie auch viel zu biologistisch: «Die Erkenntnisse der Neurologie sind interessant, doch die geisteswissenschaftliche Seite kommt zu kurz», erklärt Mario Gmür, in dessen Bücherregal die Gesamtausgaben von Freud und Jung einen viel benutzten Eindruck machen. «Das ist wie beim Klavierspielen: Es ist schon wichtig, wie die Klaviatur gebaut ist. Aber ohne Partitur, ohne Komposition gibt es keine Musik.»

Ein weiteres Interesse des Psychiaters gilt der Sprache: «Wie eine Krankheit sich sprachlich äussert, ist wichtig für ihr Verständnis.» Aus diesem Grund sammelt Mario Gmür bereits seit Jahrzehnten Texte von Schizophreniepatienten: Briefe, Gedichte, Tagebuchnotizen und Abhandlungen. Mit Einwilligung der Verfasser liess er eine Reihe davon von einem Schauspieler auf Tonband sprechen, und verwendete sie fortan in seinen Kursen und Veranstaltungen. Seine Studentinnen und Studenten waren fasziniert davon, und schliesslich entstand sogar ein literarisches Projekt daraus: Eine szenische Lesung unter dem Titel «Die Gefühle befinden sich im Gehirn», die inzwischen – vorgetragen von Schauspielern und begleitet von Akkordeonmusik – bereits rund fünfzig Mal auf Kleinkunsthöfen in der ganzen Schweiz zu sehen war.

Tanja Wirz, Journalistin



Roger Lauener, Kinderarzt und Allergologe
«Ich verstehe mich als Brückenbauer»

Wer sowohl in der Klinik als auch Forschung tätig ist, tanzt auf zwei Hochzeiten», sagt Roger Lauener. «Das kann manchmal anstrengend sein, ist aber auch spannend.» Als Leitender Arzt für Allergologie am Kinderspital der UZH ist er mit Kinderleiden konfrontiert – und mit den Sorgen der Eltern, die bei ihm konkrete Ratschläge suchen. Gleichzeitig leitet er eine Forschungsgruppe, die der Entstehung von Allergien bei Kindern nachgeht und nach neuen Wegen zur Behandlung und Vorbeugung von Allergien sucht. «Abwechselnd den Standpunkt des Forschers und den des Arztes einzunehmen, verhilft mir zu neuen Einsichten», sagt Lauener. «Wenn ich in meiner klinischen Tätigkeit ein Kind mit einer schweren Neurodermitis oder einer lebensbedrohlichen Nahrungsmittelallergie sehe, weiss ich wieder, was das Ziel unserer Forschung ist und verliere mich nicht in Nebenfragen. Demgegenüber zwingt die Wissenschaft zum genauen Hinsehen und zur Reflektion, welches die Grundlagen unseres Handelns im klinischen Alltag sind und wie gesichert die Evidenz für Empfehlungen ist, die wir abgeben.»

In seiner Forschung geht Lauener der Frage nach, wie Umweltfaktoren das Immunsystem des Kindes beeinflussen und inwiefern sie sich auf die Entstehung von Allergien auswirken. Auf diesem Gebiet hat sich in letzter Zeit viel getan: Vor fünfzehn Jahren empfahl man Eltern, für eine möglichst saubere Umgebung zu sorgen, um bei ihren Kindern Allergien vorzubeugen. Heute sieht man vieles differenzierter: Man hat herausgefunden, dass Kinder, die etwa auf einem Bauernhof aufwachsen, weniger Allergien aufweisen als andere; es gibt in der Umwelt offensichtlich nicht nur schädliche, sondern auch schützende Faktoren.

«Der Wechsel zwischen verschiedenen Standpunkten verhilft zu neuen Einsichten»

Lauener versteht sich als Mittler zwischen Grundlagenforschung und Klinik. Wer so wie er in beiden Welten gut verankert sein will, muss harte Arbeit und einen langen Werdegang in Kauf nehmen: Lauener studierte erst Medizin und betrieb anschliessend in Boston Grundlagenforschung zur Immunologie. Zurück in der Schweiz folgte die klinische Ausbildung zum Facharzt für Kinder- und Jugendmedizin, gefolgt von der Ausbildung zum Facharzt für Allergien und klinische Immunologie. Gleichzeitig baute er eine Forschungsgruppe auf. Das ging nur dank Förderung durch die Universitäts-Kinderklinik, den Nationalfonds, Projekte der EU und, seit zwei Jahren, der gemeinnützigen Kühne-Stiftung. Trotz Förderbeiträgen ist eine Forschungslaufbahn für Mediziner meist mit einer deutlichen Einkommenseinbusse verbunden. Da braucht es schon eine genuine Faszination für die Forschung – und zugleich Interesse für die Patienten.

«Damit man als Arzt wissenschaftlich arbeiten kann», so Lauener, «ist eine langfristige Stelle nötig, welche einerseits ein feste Verankerung in der Realität des Klinikalltages sicherstellt, andererseits aber auch genügend Freiraum für wissenschaftliches Arbeiten lässt. Zudem muss die klinische Institution ein Interesse an der Forschungsarbeit haben und diese unterstützen, denn als isolierter Feierabendforscher hat man heute keine Chance mehr.» Enorm wichtig sei auch, über ein Team zu verfügen, in welchem klinische sowie wissenschaftliche Kompetenz vorhanden sei. «Nicht jeder muss alles können. Aber man muss miteinander kommunizieren können.» Und dazu braucht es Brückenbauer. Solche wie Roger Lauener.

Simone Buchmann, Journalistin



Sabine Kilgus, Wirtschaftsanwältin
«Ich vermittele die Optik der Praxis»

Die universitäre Lehre ist für die Juristin Sabine Kilgus nichts Neues. Neben ihrer beruflichen Tätigkeit als Anwältin bei einer Wirtschaftskanzlei unterrichtet sie seit mehreren Jahren unter anderem an den Universitäten Zürich und St. Gallen sowie am Swiss Finance Institute. Seit diesem Frühjahrssemester steht sie nun auch als Privatdozentin vor ihren Studierenden, nachdem ihr die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Zürich die Venia Legendi für Privat- und Wirtschaftsrecht, insbesondere Finanzmarktrecht, erteilt hat. Für die Lehrtätigkeit bringt die Arbeit in der Kanzlei zahlreiche Vorteile mit sich.

Ihre besondere Aufgabe sieht Sabine Kilgus darin, den Studierenden die Optik der beruflichen Praxis zu vermitteln. Überlegungen, die in der Theorie höchst spannend sind, können in konkreten Fällen oftmals nicht zur Lösung eines Problems beitragen, beispielsweise wenn Beweise fehlen oder ein Beweisverfahren unerschwinglich würde. Vor Gericht wird es dann schwierig zu eruieren, was die Parteien tatsächlich vereinbaren wollten, wenn dies nicht durch glaubwürdige Dokumente belegt werden kann. «In der Praxis stehen eben häufig unklare Sachverhalte und nicht nur eigentliche Rechtsfragen im Mittelpunkt», betont die Anwältin. Bei Verträgen stellt sich gelegentlich auch die praktisch entscheidende Frage, von wem die Unterschrift auf dem Dokument überhaupt stammt oder ob sie gar gefälscht wurde.

«Für meine Lehrtätigkeit bringt die Arbeit in der Kanzlei viele Vorteile mit sich»

Zu den wichtigen Aufgaben von Wirtschaftsanwältinnen und -anwälten zählt Sabine Kilgus die Verhinderung von Rechtsstreitigkeiten, die sich durch sorgfältig und vorausdenkend formulierte Verträge vermeiden lassen: «Zunächst muss ich mich in das Geschäftsfeld meiner Klienten einarbeiten und herausfinden, was mit der anderen Partei überhaupt vereinbart werden soll.» Somit könnten die Risiken bereits im Vorfeld ausgeschlossen oder zumindest stark reduziert werden. Diese antizipierende Haltung ist laut Kilgus für eine erfolgreiche Anwaltstätigkeit entscheidend. Am Gericht und auch an der Universität herrscht hingegen häufig die umgekehrte Blickrichtung vor. Der Streitfall ist bereits eingetreten, und es gibt zahlreiche schriftliche Unterlagen, die für eine Urteilsfindung, die dann durch die Studierenden zu erarbeiten ist, zur Verfügung stehen.

Für Sabine Kilgus bedeutet das Engagement als Dozentin eine fachliche und persönliche Bereicherung, die sich aus der Auseinandersetzung mit dem Stand der Forschung, aber auch aus dem herausfordernden Kontakt mit dem juristischen Nachwuchs ergibt. Sie lernt vielversprechende junge Leute kennen – sowohl in den Lehrveranstaltungen als auch im Rahmen der Praktika, die ihre Kanzlei anbietet. Ein ausgeprägtes Interesse an wissenschaftlichen Fragestellungen erachtet Sabine Kilgus als unabdingbare Voraussetzung für ihre Tätigkeit als Dozentin. Der zeitliche Aufwand für die Vorbereitung der Lehrveranstaltungen ist neben der Anwaltstätigkeit beträchtlich. Vor einigen Jahren konnte sie dank einem Forschungsstipendium der Stiftung für den akademischen Nachwuchs der UZH eine berufliche Pause einlegen, die sie für einen Studienaufenthalt in New York nutzte. 2005 schloss sie ihre Habilitationsschrift ab. Darin schlägt sie insbesondere Verbesserungen des Rechtsschutzes im Finanzmarktrecht vor.

Roman Benz, Journalist

PUBLIKATIONEN

Volker Borschier, Ordentlicher Professor für Soziologie am Soziologischen Institut: Konflikt, Gewalt, Kriminalität und abweichendes Verhalten. Ursachen, Zeit- und Gesellschaftsvergleiche. Loreto Verlag, Zürich 2007

Mario Gmür, Privatdozent für Psychiatrie: Das Medienopfersyndrom. Verlag Ernst Reinhardt, München 2007

Heinz Gutscher, Ordentlicher Professor für Sozialpsychologie am Psychologischen Institut, T. C. Earle und M. Siegrist (Hrsg.): Trust in Cooperative. Risk Management. Uncertainty and Scepticism in the Public Mind. Earthscan, 2007

Otfried Jarren, Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft, und **Patrick Donges**, Oberassistent am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung: Ordnung durch Medienpolitik? UVK Verlag, Konstanz 2007

Ders., J. Hoffmann und A. Steiner: Politische Kommunikation als Dienstleistung. Public-Affairs-Berater in der Schweiz. UVK Verlag, Konstanz 2007

Andreas Kellerhals, Titularprofessor für Privat-, Wirtschafts- und Europarecht, **Wolfgang Portmann**, Ordentlicher Professor für Privat- und Arbeitsrecht, **Daniel Thürer**, Ordentlicher Professor für Völkerrecht, Europarecht, öffentliches Recht und Verfassungsvergleichung, und **Rolf H. Weber**, Ordentlicher Professor für Privat-, Wirtschafts- und Europarecht (Hrsg.): Bilaterale Verträge I & II, Schweiz – EU, Handbuch. Schulthess Juristische Medien AG, Zürich 2007

Sarah Khan, Doktorandin am Kunsthistorischen Institut: Diversa Diversis. Mittelalterliche Ständepredigten und ihre Visualisierung. Pictura et Poesis, Bd. 20. Böhlau Verlag, Köln 2007

Hans-Lukas Kieser, Privatdozent für Geschichte der Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung der osmanischen und postosmanischen Welt: A quest for belonging. Anatolia beyond empire and nation (19th–21st centuries). Isis, Istanbul 2007

Mela Kocher, Doktorandin am Deutschen Seminar: Folge dem Pixelkaninchen! Ästhetik und Narrativität digitaler Spiele. Chronos, Zürich 2007

Markus A. Landolt, Privatdozent für Klinische Psychologie, und T. Hensel (Hrsg.): Traumatherapie bei Kindern und Jugendlichen. Hogrefe, Göttingen 2007

Max Lütolf, emeritierter Professor für Musikwissenschaft, U. Fischer und B. Hangartner (Hrsg.): Orgeln in der Schweiz. Erbe und Pflege. Bärenreiter Verlag, Kassel-Basel et al. 2007

Laurenz Lütteken, Ordentlicher Professor für Musikwissenschaft am Musikwissenschaftlichen Institut (Hrsg.): Musikwissenschaft. Eine Positionsbestimmung. Bärenreiter, Kassel et al. 2007

Borut Marincek, Ordentlicher Professor und Direktor des Instituts für Diagnostische Radiologie des Universitäts-Spitals Zürich, und R. F. Dondelinger: Emergency Radiology – Imaging and Intervention. Springer-Verlag, Berlin Heidelberg 2007

Marietta Meier, Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der UZH, B. Bernet, R. Dubach und U. Germann: «Zwang zur Ordnung». Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970. Chronos Verlag, Zürich 2007. Dies., D. Saxer und M. Meier (Hrsg.): Die Pragmatik der Emotionen / La pragmatique des émotions. Traverse (Zeitschrift für Geschichte / revue d'histoire) 2/2007

Conrad Meyer, Ordentlicher Professor für Betriebswirtschaftslehre: Konzernrechnung. Aussagekräftige konsolidierte Abschlüsse unter Beachtung nationaler und internationaler Accountingstandards. Schriftenreihe der Treuhänder-Kammer Band 179. Zürich 2007

Ursula Renz, Privatdozentin an der UZH, und **Barbara Bleisch**, Geschäftsleiterin der Advanced Studies in Applied Ethics am Ethik-Zentrum der UZH (Hrsg.): Zu wenig. Dimensionen der Armut. Seismo Verlag, Zürich 2007

Christoph Riedweg, Ordentlicher Professor für Klassische Philologie/Gräzistik: Pythagoras: Leben – Lehre – Nachwirkung. Eine Einführung. 2., überarbeitete Auflage. Beck Verlag, München 2007

Wulf Rössler, Ordentlicher Professor für Klinische Psychiatrie, besonders Sozialpsychiatrie, und W. Hoyer: Akute psychische Erkrankungen. 2. Aufl. Verlag Urban & Fischer bei Elsevier, 2007

Philipp Sarasin, Ordentlicher Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit, S. Berger, M. Häseler und M. Spörri (Hrsg.): Bakteriologie und Moderne. Studien zur Biopolitik des Unsichtbaren 1870–1920. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007

Peter Schaber, Ausserordentlicher Professor für Philosophie mit Schwerpunkt in angewandter Ethik, und **Barbara Bleisch**, Geschäftsleiterin der Advanced Studies in Applied Ethics am Ethik-Zentrum der UZH (Hrsg.): Weltarmut und Ethik. Mentis, Paderborn 2007

Fortsetzung auf Seite 12



Alex Hajnal

Ausserordentlicher Professor für Zoologie, besonders Entwicklungsbiologie

Amtsantritt 01.09.2007

Alex Hajnal, geboren 1965, studierte Biochemie an der Universität Zürich und promovierte am Departement für Pathologie. 1993/1994 war Alex Hajnal als Postdoctoral Fellow am Department of Molecular Pharmacology an der Stanford University und von 1994 bis 1997 am Department of Developmental Biology an der Stanford University tätig. Ab 1997 arbeitete er als Oberassistent an der Abteilung für Krebsforschung am Departement Pathologie der Universität Zürich. Im Jahre 2000 wurde er an der Universität Zürich zum Assistenzprofessor mit Tenure Track für Zoologie ernannt.



Robert Riener

Ausserordentlicher Professor für Sensomotorische Systeme (Doppelprofessur mit der ETH Zürich) Amtsantritt 01.09.2007

Robert Riener, geboren 1968, studierte an der Technischen Universität München (TU) Maschinenbau und wurde dort 1997 promoviert. Nach einer Tätigkeit als Postdoktorand am Centro di Bioingegneria des Politecnico Mailand kehrte Robert Riener 1999 an die TU München zurück, wo er in der Folge vier Jahre als Assistent am Lehrstuhl für Steuerungs- und Regelungstechnik arbeitete und sich im Fachgebiet Biomechatronik habilitierte. 2003 wurde er an der ETH Zürich zum Assistenzprofessor für Rehabilitation Engineering (Doppelprofessur mit der UZH) ernannt. 2006 wurde Robert Riener ausserordentlicher Professor für Sensomotorische Systeme am Departement Maschinenbau und Verfahrenstechnik der ETH Zürich.



Cornel Fraefel

Ausserordentlicher Professor für Experimentelle Virologie

Amtsantritt 01.08.2007

Cornel Fraefel, geboren 1964, schloss sein Studium 1990 als Dipl. Natw. ETH ab. 1993 erwarb er den Titel eines Dr. sc. nat. ETH. Zwischen 1993 und 1994 arbeitete er als Postdoctoral Fellow am Institut für Virologie an der damaligen Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Zürich. Von 1994 bis 1996 war er als Postdoctoral Fellow an der Division of Endocrinology am Children's Hospital in Boston, Massachusetts, tätig. 1996 erlangte er den Titel eines Instructors an der Harvard Medical School, Boston, Massachusetts. Die nächsten zwei Jahre arbeitete er als Instructor an der Harvard Medical School und an der Molecular Neurogenetics Unit am Massachusetts General Hospital in Boston. Seit 1998 war Cornel Fraefel Gruppenleiter am Institut für Virologie an der Vetsuisse-Fakultät Zürich. Die Lehrtätigkeit an der Vetsuisse-Fakultät, an der Medizinischen Fakultät und an der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich übt er seit 2001 aus. Den Titel eines Privatdozenten erlangte er 2002.



Hans Bjarne Thomsen

Ordentlicher Professor für Kunstgeschichte Ostasiens

Amtsantritt 01.08.2007

Hans Bjarne Thomsen, geboren 1957, studierte am Colorado College und Middlebury College englische Literatur und Japanologie und an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg Kunstgeschichte Ostasiens. Anschliessend war er im Handel mit ostasiatischer Kunst tätig. Im Jahr 1998 erlangte er den M.A. with honors in Kunstgeschichte Ostasiens an der University of Kansas. Zwei Jahre später erlangte er einen M.A. und im Jahr 2005 einen PhD in japanischer Kunstgeschichte und Archäologie an der Princeton University. Es folgten Tätigkeiten am Museum of Modern Art, New York City, am Kyoto Nationalmuseum, Japan, und an der University of Chicago. Von 2004 bis zu seinem Amtsantritt an der Universität Zürich war Hans Bjarne Thomsen als Assistant Professor für japanische Kunstgeschichte an der University of Chicago sowie als Research Associate am Anthropology Department des Field Museum of Art, Chicago, tätig.



Ursula M. Qitterer

Ordentliche Professorin für Molekulare Pharmakologie (Doppelprofessur mit der ETH Zürich) Amtsantritt 01.09.2007

Ursula M. Qitterer, geboren 1966, studierte an der Universität Regensburg Pharmazie. 1990 erfolgte die Approbation als Apothekerin. Danach wechselte sie ans Institut für Pathobiochemie der Universität Mainz, wo sie 1994 promoviert wurde. Nach einer Tätigkeit als Postdoktorandin bei Roche Biosciences in Palo Alto ging Ursula M. Qitterer 1996 an die Universität Würzburg, wo sie bis 2005 am Institut für Pharmakologie und Toxikologie arbeitete. Ab 2006 war sie ordentliche Professorin für Molekulare Pharmakologie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich.



Beate Kellner

Ordentliche Professorin für Ältere deutsche Literaturwissenschaft

Amtsantritt 01.09.2007

Beate Kellner, geboren 1963, studierte ab 1983 Germanistik, Lateinische Philologie und Katholische Theologie an der Universität Regensburg und der Ludwig-Maximilian-Universität München (LMU). 1989 erlangte sie an der LMU den Magister-Titel und 1992 wurde sie dort promoviert. Anschliessend wechselte Beate Kellner als wissenschaftliche Assistentin ans Institut für Germanistik der Technischen Universität (TU) Dresden, wo sie 2001 habilitierte. Im selben Jahr übernahm sie eine Professur für Ältere deutsche Literatur und Sprache an der Georg-August-Universität Göttingen. Ab 2004 war sie an der TU Dresden Professorin für Germanistische Mediävistik und Frühneuezeitforschung.



Dominique Jakob

Ausserordentlicher Professor für Privatrecht

Amtsantritt 01.06.2007

Dominique Jakob, geboren 1971, studierte Rechtswissenschaften in Augsburg, Lund und München. 1997 erwarb er den Titel eines Master of International Law der Universität Lund. 1997 bis 1999 war er Stipendiat, 1999 bis 2002 Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Geistiges Eigentum, Wettbewerbs- und Steuerrecht in München. Von 1999 bis 2007 war er zudem wissenschaftlicher Assistent am Institut für Internationales Recht – Rechtsvergleichung der Universität München. 2001 erfolgte die Promotion mit einer Dissertation zur Eingetragenen Lebenspartnerschaft im Internationalen Privatrecht. 2004 bis 2006 war er Forschungsstipendiat der DFG und habilitierte sich 2006 mit der Schrift «Schutz der Stiftung – Die Stiftung und ihre Rechtsverhältnisse im Widerstreit der Interessen». Im selben Jahr übernahm er eine Gastdozentur an der Universidad de Castilla-La Mancha, Spanien, und im WS 2006/2007 die Vertretung eines W3-Lehrstuhls für Bürgerliches Recht und Unternehmensrecht an der Universität Regensburg.



Johannes Loffing

Ordentlicher Professor für Anatomie

Amtsantritt 01.09.2007

Johannes Loffing, geboren 1964, studierte an der Westfälischen-Wilhelms-Universität, Münster, Humanmedizin und absolvierte 1990 das Staatsexamen. 1992 erlangte er die Approbation als Arzt und wechselte an die Universität Zürich, wo er bis 1998 als Assistent am Anatomischen Institut tätig war. Dazwischen war er Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds am Department of Physiology an der Dartmouth Medical School, Hanover, NH, USA. Ab 1998 arbeitete Johannes Loffing als Oberassistent am Anatomischen Institut der Universität Zürich. Nach Erlangung der Venia Legendi für das Gebiet der Anatomie wechselte er 2003 als Stipendiat der Cloëtta-Stiftung und Oberassistent an das Département de Pharmacologie et de Toxicologie der Universität Lausanne. Ab 2004 war Johannes Loffing Assoziierter Professor für Morphologie am Departement für Medizin der Universität Fribourg.

Grosser Un(i)bekannter

Student und Manager

Einen Termin bei ihm zu bekommen, ist nicht leicht. Marcel Sprecher, vierundzwanzig, ist Publizistikstudent und Präsident des Zürcher Lokalkomitees von Aiesec, der grössten Studierendenorganisation der Welt. Meist lautet die Reihenfolge jedoch umgekehrt. Dann steht Marcel Sprecher vollamtlich im Dienst der Organisation, und das Studium muss warten. Letzte Woche etwa, als Aiesec ihre Kaderleute nach Litauen an eine mehrtägige Konferenz berief.

Seit gestern wieder in Zürich, sitzt Marcel Sprecher nun in der engen Aiesec-Zentrale an der Rämistrasse: ein etwas schlacksiger junger Mann in grünem T-Shirt, die Frisur ausgewachsen. Aber der Eindruck täuscht. Wenn er spricht, tut er dies so souverän, gewählt und gleichermassen entspannt, dass man sich fragt: Woher hat er das nur?

«Das hätte ich Dir vor zwei Jahren nicht zuge-
traut», sagte ihm kürzlich ein Freund, der ihn vor
einer Gruppe habe sprechen hören. Bei Aiesec habe
er Erfahrungen sammeln können, für die andere
wohl Jahre der Berufspraxis bräuchten, resümiert
Sprecher. «Presentation Skills, Leadership Expe-
rience» – und entschuldigt sich sogleich für das
New-Economy-Vokabular. Das Englische sei bei
Aiesec, wo oft ausländische Praktikanten zugegen
seien, Verkehrssprache. «Man wird ins kalte Wasser
geworfen. Dafür kann man rasch Verantwortung
übernehmen und lernt dadurch enorm viel.» An der Seite eines
älteren Mitglieds besuchte Sprecher vor zwei Jahren sein erstes
Company Meeting, ein Treffen mit dem Personalchef einer gros-
sen Schweizer Bank. Zwei Monate später leitete er bereits sein
erstes eigenes Treffen.

«Die Bekanntschaften sind das Wertvollste»

«It's up to you – Es liegt an Dir!», zitiert Sprecher den Aiesec-
Leitsatz. Was aber, wenn man nicht Wirtschaft studiert? «In un-
serem Vorstand sitzen zurzeit zwei Ökonomen, drei sind Geistes-
wissenschaftler. Bei uns sind alle willkommen», sagt er. «Aber wir
nehmen nicht jeden». Was elitär klingt, hat vor allem praktische
Gründe: «Mit Leuten zu arbeiten, die bloss ihren Lebenslauf
aufpolieren wollen, kann mühsam sein. Die Grundmotivation
fehlt.» In Eintrittsgesprächen wird daher Interessierten auf den
Zahn gefühlt.

Ja, er sei oft hier im Aiesec-Hauptquartier anzutreffen, fünf-
zehn bis dreissig Stunden pro Woche. Nicht alle würden sein



Strahlemann: Marcel Sprecher vertritt Aiesec mit Herz und Seele. (Bild Frank Bruderli)

ehrenamtliches Engagement verstehen. «Arbeite in einer Bar, dort
verdienst du immerhin was», habe ihm sein Grossvater geraten.
Aber Sprecher ist überzeugt, dass sich sein Engagement bei Aie-
sec um ein Vielfaches mehr lohnt. «Die Bekanntschaften sind das
Wertvollste. Ich stehe mit Leuten aus achtzig Ländern in Kon-
takt.» Wolle jemand bei Aiesec mittun, so sei es ihm freigestellt
wie viel und wie oft. «Aber wenn sich jemand für ein Projekt ver-
pflichtet, erwarte ich, dass er seine Commitments auch einhält.»

Sprecher war eineinviertel Jahre bei der Organisation, als er
für das Präsidentenamt kandidierte. Nach einem Jahr, im kom-
menden April, muss er es bereits wieder abgeben. «Wir wollen
möglichst vielen Leuten die Möglichkeit geben, Erfahrungen zu
machen, begründet Sprecher das Reglement.

Was aber macht ihr eigentlich? Eine Frage, die sich nicht mit
einer pointierten Ein-Satz-Erklärung beantworten lässt. Die
Organisation sei heute vor allem daran interessiert, ihre Mitglie-
der zu entwickeln. Dazu verfüge sie über eine grosse Anzahl von
Werkzeugen: Workshops und Konferenzen, Firmenbesuche und

Leitungsaufgaben, Projektarbeit zu gesellschaft-
lich bedeutsamen Themen – beispielsweise Ethical
Investment. Im Rahmen eines laufenden Projekts
werden Praktikumsplätze in Banken angeregt und
vermittelt, die ethisch korrekt investieren. Ausser-
dem soll das Thema über Informationsveranstaltun-
gen in die Öffentlichkeit getragen werden.

Das Filetstück sind jedoch die Auslandpraktika.
Aiesec vermittelt sie ihren Mitgliedern, eigenen
wie auch ausländischen, in den Bereichen Manage-
ment, IT und Soziales. «Die Leistungskennzahl
bei Aiesec sind die Anzahl Praktikumsplätze, die
ein Komitee bereitstellen kann», sagt Sprecher. Die
Zürcher Gruppe steht in dieser Hinsicht gut da:
Siebzig Prozent der gesamtschweizerisch vermit-
telten Stellen gehen auf ihr Konto.

Zur Völkerverständigung beitragen

Trotzdem sinkt die Zahl der Studierenden, die ein
solches Praktikum absolvieren. Innerhalb der letz-
ten sieben Jahre schmolz sie auf die Hälfte zusam-
men. Woran liegt das? Sprecher nennt die generell
wachsende Zahl von Austauschprogrammen. Frü-
her sei das anders gewesen: Aiesec habe nach der
Gründung 1948 die Idee des Studierendenaustau-
ches in die Welt hinausgetragen. Das Praktikums-
programm, so Sprecher, sei aus der Erfahrung des
Zweiten Weltkriegs hervorgegangen: «Wie kann
man verhindern, dass so etwas noch einmal passiert?» Einen
Beitrag zur Völkerverständigung zu leisten, ist auch heute noch
ein Leitmotiv der Organisation. Selbst in China ist man präsent.
Am aktivsten seien die Komitees in den aufstrebenden Märkten:
Polen, Indien, Südostasien. «Dort ist Aiesec bis heute oft die ein-
zige Möglichkeit, ins Ausland zu gehen.»

Aber warum sollten Weltkonzerne einer Studierendenorga-
nisation vertrauen? «Die Unternehmen wissen, dass wir ihnen
topmotivierte Leute vermitteln.» So müssen sich Kandidaten
zuerst einem Bewerbungsgespräch unterziehen, bevor sie weiter-
empfohlen werden. Aiesec-Mitglieder führen die Bewerbung-
gespräche durch, beschaffen allfällige Arbeitsbewilligungen und
vermitteln geeignete Unterkünfte. Dienstleistungen, welche die
Unternehmen zu schätzen wissen. «Zurzeit haben wir überhaupt
keine Probleme, Aiesec zu verkaufen», sagt Sprecher. «Wir spüren
den War for Talents ganz direkt.»

Sascha Renner, Redaktor unijournal

Campusroman von Kingsley Amis

Irrungen und Wirrungen eines rebellischen Jungprofessors



Illustration Akko Toda

Margaret Peel gerät. An der Universität fällt er durch wiederholt unangemessenes Ver-
halten immer mehr in Ungnade und verliert
bereits nach einem Semester seinen Job.

Dass sich für die Hauptfigur letztlich al-
les zum Guten wendet, ist zunächst nicht
vorauszusehen. Jim Dixon rebelliert erst
verhalten, dann immer offensichtlicher ge-
gen die Autorität seines Vorgesetzten, des
Institutsvorstehers Welch. Während eines
Wochenendaufenthalts in dessen Haus auf
dem Land verlässt er beispielsweise heimlich
die Abendgesellschaft und setzt sich ins ört-
liche Pub ab. Völlig betrunken ramponiert er
in der Nacht mit einer brennenden Zigarette
das Bettzeug im Gästezimmer und lässt
sich anderntags unter einem Vorwand – wie
zuvor mit seinem Mitbewohner verabredet –
nach Hause zurückrufen. Besonders Welchs
Gattin ist über den ungesitteten Gast alles
andere als erfreut.

Affäre mit der Professorengattin

Im Haus der Familie Welch lernt Jim zu-
dem Christine Callaghan und ihren Freund
Bertrand kennen, notabene den Sohn des
Professors. Zwischen dem ambitionierten
jungen Künstler und Jim entbrennt sogleich
ein heftiger Kampf um die Gunst Christines.
Zudem versuchen die beiden Männer,

sich mit ihren jeweiligen Lebensentwürfen
gegenseitig zu übertrumpfen. Christine steht
unentschlossen zwischen ihnen und gibt erst
dann Jims Werben nach, als sie von Bertrands
Affäre mit einer Professorengattin erfährt.

Inzwischen hat sich Jim an der Universität
mit einem wichtigen Vortrag, der ihm un-
freiwillig zur Parodie des Institutsvorstehers
geriet, endgültig untragbar gemacht. Zum
Glück tritt Christines Onkel unerwartet als
Deus ex Machina auf und stellt den arbeits-
losen Akademiker als seinen Privatsekretär
an. Jim erhält den Job, den Bertrand die gan-
ze Zeit vergeblich angestrebt hat.

Paradebeispiel einer Comic Novel

Lucky Jim spielt zwar im akademischen
Milieu, doch thematisiert der Roman weder
Intrigen unter Professoren noch Ausein-
dersetzungen auf intellektueller Ebene. Viel-
mehr richtet sich der Fokus auf die Irrungen
und Wirrungen eines emotional unausge-
glichenen jungen Dozenten, der sich aus
persönlicher Abneigung gegen das akade-
mische Establishment auflehnt. Im Kontext
der Entstehungsjahre kommt der Figur des
Jim Dixon auch überindividuelle Bedeutung
zu. Sie lässt sich als Manifestation einer ge-
nerellen Unzufriedenheit der Nachkriegsge-
neration mit den bestehenden konservativen

Verhältnissen an den englischen Universitä-
ten verstehen. Amis' Roman fasste wohl die
Überzeugungen vieler in prägnante Worte
und wurde damals von breiten Kreisen be-
geistert aufgenommen. Bereits 1957 folgte
eine Verfilmung unter der Regie von John
Boulting.

Im Laufe der Zeit hat das Buch das Eti-
kett der Campussatire erhalten und gilt
als typisches Beispiel der englischen Co-
mic Novel, obwohl gerade Jims Verhältnis
zu Margaret Peel tragische Züge aufweist.
Doch auch ein halbes Jahrhundert nach Er-
scheinen von Lucky Jim sind die satirischen
Passagen und pointierten Dialoge höchst
amüsant zu lesen. Die ein wenig in Verge-
ssenheit geratene Ernsthaftigkeit steht dem
Buch ebenfalls gut an.

Janine Gebser

Kingsley Amis. Lucky Jim. London: Penguin
2000. 252 S. Fr. 23.90.

Wir empfehlen an dieser Stelle Romane, Erzäh-
lungen und unterhaltende Sachbücher, die sich
in irgendeiner Weise auf Wissenschaft oder
Hochschule beziehen. Falls Sie kürzlich auf ein
solches Buch gestossen sind und eine Bespre-
chung schreiben möchten, wenden Sie sich an:
unijournal@unicom.uzh.ch

Kingsley Amis' «Lucky Jim», 1954 veröffent-
licht, gilt als erster britischer Campusroman
und wird bis heute immer wieder neu aufge-
legt. Jim Dixon, einem jungen Dozenten für
mittelalterliche Geschichte, widerstrebt es,
sich in den Kreis der etablierten Professoren
an der kleinen Provinzuniversität zu integrieren.
Sein Leben wird nicht einfacher, als er in
den Bannkreis seiner neurotischen Kollegen

alumni album



Bruno Frick, Jus-Alumnus

«Wer vor 35 Jahren in Klosterschulen die Matura gemacht hatte, den zog es je nach seelischer Beschaffenheit eher nach Fribourg oder nach Zürich. Nach Fribourg jene, die sich im geschlossenen katholischen Milieu wohl fühlten – nach Zürich jene, die von Klosterluft fürs Erste gesättigt waren. Zürich konnte zwar Anfangs der 70er-Jahre nicht mit Weltoffenheit begeistern. Doch die Grösse der Stadt, ihre kulturellen Angebote und eine protestantisch geprägte Universität waren mir Verlockung genug.

Die Universität, ihr lockerer Lehrbetrieb und der Verzicht auf jede Art von Prüfung während des Studiums kamen meinen Bedürfnissen entgegen. Sie ermöglichten die Balance zwischen mässiger Lernbegeisterung, den erheblichen Freizeit-, Kultur- und Sportbedürfnissen sowie meiner notwendigen Erwerbstätigkeit und dem Militärdienst. Ich habe in meinem Studium wenig auswendig gelernt, aber ich habe gelernt zu denken und gedanklich zu strukturieren. Später habe ich als Dozent an der Universität und bei der Ausbildung von Rechtspraktikanten die Einsicht gewonnen, dass sich dies zusehends verkehrt. Weniger konforme als vielmehr unbequeme Denker zu fördern, erachte ich als Aufgabe der juristischen Fakultät.

Die juristische Abteilung der Universität Zürich hatte damals einen Kardinalfehler. Sie fühlte sich so erhaben, dass sie Arbeiten an anderen Universitäten der Schweiz und des Auslands nicht anerkannte. Wer ein Semester in Italien, ein Studienjahr in der Westschweiz einfügte, verlor es. Darum tat es niemand, ein Kultur- und Horizontverlust! Der Wandel der letzten Jahrzehnte, der nun in den Doppelmaster mit anderen Universitäten mündet, ist ein kultureller, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Gewinn für alle Studierenden, die es nicht nur heimelig haben wollen. Letzteres ist auch mein Motiv, mich bei den Alumni zu engagieren: kulturelle Grenzen zu öffnen und helfen, unseren Studierenden den Horizont zu weiten. Unsere heutigen Kommilitonen sollen nicht unter denselben Defiziten leiden. Und unsere Uni ist auf dem besten Weg. Ich bin stolz auf sie!»

Bruno Frick studierte 1973–78 an der UZH. Er ist Rechtsanwalt, Notar und Ständerat.

Alumni Science UZH

Eine Vereinsgründung in zehn Schritten



Impressionen von der Gründungsversammlung der Science Alumni vom 7. November: Peter Truöl, Alt-Dekan und Präsident der Science Alumni UZH (oben), Alt-Rektorin Verena Meyer (links) und Daniel Wyler, Dekan der MNF (rechts). (Bilder Frank Brüderli)

Noch sind nicht an allen Instituten und Fakultäten der UZH Alumni-Organisationen entstanden – aber es tut sich etwas: Diesen Sommer gründeten die Veterinärmedizinerinnen und -mediziner einen Ehemaligenverein. Ihnen folgte nun die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät (MNF). Bei der konstitutiven Sitzung am 7. November konnte man mitverfolgen, was nötig und wünschbar ist, damit eine solche Vereinsgründung gelingt. Sofern richtig gezählt wurde, sind zehn Voraussetzungen zu erfüllen:

Entscheidend ist erstens eine Initialzündung. Um diese auszulösen, braucht es zweitens jemanden, der den Zündschlüssel dreht – in diesem Falle Dekan Daniel Wyler, der eine Anzahl amtierender und ehemaliger Fakultätsmitglieder persönlich dazu bewog, an der Gründungsversammlung mitzuwirken – so etwa Verena Meyer, Alt-Rektorin der UZH. Dabei bestätigte sich Regel Nummer drei: dass Gründungsversammlungen durch die Anwesenheit verdienter Persönlichkeiten nur gewinnen können.

Viertens sollte ein Verein einen Namen haben, und der sollte eingängig und im günstigsten Fall sogar international verständlich sein. Die Gründungsversammlung einigte sich nach kurzer Debatte auf «Science Alumni UZH».

Fünftens braucht ein Verein Statuten, und sechstens benötigt er ein Vorbild. Was die Statuten anbelangt, profitierte die frisch aus

der Taufe gehobene Science Alumni UZH von der Vorarbeit, welche die Jus-Alumni bei der Gründung ihrer Organisation 2005 geleistet hatten: Man übernahm deren umfangreiche Satzung und passte sie dann Punkt für Punkt den eigenen Bedürfnissen an. Markus Schaad, Leiter der Abteilung Dozierende im Bereich akademische Dienste, erwies sich dabei als kundiger Pfadfinder im Paragrafenwald – und trug damit der siebten Forderung Rechnung: sich nicht in Details zu verlieren, sondern auf direktem Wege die Hauptziele anzusteuern.

Zu diesen gehört achtens die Wahl eines Vorstandes. Und was wäre neuntes ein Vorstand ohne jugendliches Element und zehntens ohne Präsidenten? In den Vorstand wurden Günther Rasche, emeritierter Professor für theoretische Physik, Harold Haefner, emeritierter Professor für Geographie, und Walter Schaffner, Professor für Molekularbiologie, gewählt. Den Nachwuchs in diesem Gremium vertritt Andrea Hauser, Doktorandin im Fach Geographie und Mitarbeiterin der Informatikdienste. Das Amt des Vorstandspräsidenten übernahm Physiker Peter Truöl, der bis 2006 Dekan war und daher mit der MNF eng vertraut ist.

Der Verein Science Alumni UZH ist gegründet. Er wird dafür sorgen, dass der Kontakt zwischen ehemaligen Studierenden der MNF und der Universität lebendig bleibt.

David Werner, Redaktor unijournal

PUBLIKATIONEN

Fortsetzung von Seite 10

Marcel Senn, Ordentlicher Professor für Rechtsgeschichte, Juristische Zeitgeschichte und Rechtsphilosophie: Das mittelalterliche Zürich. Ein Stadtrundgang. Dike Verlag AG, Zürich/St. Gallen 2007

Simon Spiegel, Lehrbeauftragter der Philosophischen Fakultät: Die Konstitution des Wunderbaren. Zu einer Poetik des Science-Fiction-Films. Zürcher Filmstudien 16. Schüren, Marburg 2007

Hans-Christoph Steinhausen, Ordentlicher Professor für Kinder- und Jugendpsychiatrie, S. L. Einfeld und B. J. Tonge: VFE Verhaltensfragebogen bei Entwicklungsstörungen (Deutsche Version der Developmental Behaviour Checklist (DBC)). Hogrefe 2007

Hans Stricker, Emeritierter Professor für Vergleichende romanische Sprachwissenschaft, G. von Arb und Robert Kruker: Leute am Grabserberg, zwanzig Jahre danach. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2007

Margrit Tröhler, Ausserordentliche Professorin für Filmwissenschaft: Offene Welten ohne Helden. Plurale Figurenkonstellationen im Film. Zürcher Filmstudien 15. Schüren, Marburg 2007

Christina Vogel, Titularprofessorin für französische und rumänische Literatur (Hrsg.): Valéry et Léonard: de drame d'une rencontre. Genèse de l'Introduction à la méthode de Léonard de Vinci. Rostocker Romanische Arbeiten. Peter Lang, Frankfurt a. M. / Berlin / Bern / Bruxelles / New York / Oxford / Wien 2007

Peter von Matt, emeritierter Professor für Neuere Deutsche Literatur: Das Wilde und die Ordnung. Zur deutschen Literatur. Carl Hanser GmbH & Co. KG, 2007

Tanja Wirz, Doktorandin am Historischen Seminar: Gipfelstürmerinnen. Eine Geschlechtergeschichte des Alpinismus in der Schweiz 1840–1940. Hier + Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2007

ZUNIV-Herbstaussflug

Flugstunden

Am Samstag, 27. Oktober konnte der Präsident des Zürcher Universitätsvereins (ZUNIV), Jacques Bischoff, rund achtzig Mitglieder des Zürcher Universitätsvereins auf dem Flughafen Zürich begrüssen. Kompetente Führer von Unique und SR Technics führten die Teilnehmer durch das Airside Center und Dock E sowie die Werftanlagen. Auch eine kommentierte Flughafenrundfahrt stand auf dem Programm. Zum Mittagessen trafen sich alle Mitglieder im Restaurant Runway 34, wo Gaudenz Ambühl, Chief Operating Officer SWISS, interessante Einblicke in den Flugbetrieb gewährte. Die Teilnehmer zeigten sich sehr zufrieden über diesen zwar anstrengenden, aber auch spannenden und informativen Ausflug.

Silvia Nett, ZUNIV

Zürcher Universitätsverein (ZUNIV)

zuniv@ad.uzh.ch, www.zuniv.uzh.ch

Alumni-Dachverband: www.alumni.uzh.ch

Bücher Brockenhaus



www.buecherbrockenhaus.ch

100% Bücher und Schallplatten für
1 - 4 Franken

auch in Aarau, Basel und Rheinfelden/Luzern

**Bücher-Brockenhaus
Zürich**

Mo	10:00 - 18:00
Di	10:00 - 18:00
Mi	10:00 - 18:00
Do	10:00 - 18:00
Fr	10:00 - 18:00
Sa	09:00 - 16:00

**Bücherstrasse 4
Hinter Hof, 81-Strasse,
Hohlweg, Oberstrasse**

Jugend, Bildung und Umwelt

Wie führt man junge Menschen an Umweltthemen heran? Regula Kyburz-Graber ist eine Expertin in dieser Frage. Für ihre Verdienste in der Umweltbildungsforschung wurde die Pädagogin kürzlich ausgezeichnet.

Von Rosanna Pangrazzi

Die Nordamerikanische Vereinigung für Umweltbildung (North American Association for Environmental Education, NAAEE) hat die Preisträger für das Jahr 2007 ausserkoren. Für ihre hervorragenden Leistungen in der Umweltbildungsforschung ist Regula Kyburz-Graber, Professorin für Gymnasialpädagogik am Institut für Gymnasial- und Berufspädagogik, am 17. November mit dem Outstanding Contributions to Research in Environmental Education Award ausgezeichnet worden. Sie ist die erste Person aus dem nicht englischsprachigen Raum, die diesen renommierten Preis entgegennehmen darf.

Nähe zur Welt der Jugendlichen

Ende März 2007 hatte Frau Kyburz-Graber zusammen mit ihrer Lehrstuhlgruppe den internationalen Kongress, 9th Invitational Seminar on Research and Development of Environmental and Health Education auf dem Berg der Wahrheit, dem Monte Verità, organisiert. «Addressing the Challenges of the Politics of Research» – so lautete das Vorhaben für das diesjährige, fünftägige Seminar. Schwerpunkt bildeten Fragen zur Umweltbildungsforschung im Hinblick auf die Bildungspolitik. Rund fünfzig Forscherinnen und Forscher aus zehn Ländern und vier Kontinenten waren der Einladung zu diesem wissenschaftlichen Meeting gefolgt. Von besonderer Bedeutung für die Bildung allgemein ist die Umweltbildung deshalb, weil es um Fragen geht, die auf allen Schulstufen und weltweit grundlegend sind. Zum Beispiel: Was sollen Kinder und Jugendliche in erster Linie über Umweltfragen lernen? Dürfen sie mit komplexen, schwierigen und Angst machenden Fragen konfrontiert werden? Kann die Umweltbildung Wirkungen vorweisen oder kämpft sie gegen den gesellschaftlichen Strom?

Auch Politik könnte lernen

Jeder Lernprozess bewirkt Veränderungen im Denken, in Haltungen, in Stimmungen und Gefühlen einer Person. Oft sind diese Veränderungen aber nicht direkt sichtbar, sondern bilden Verhaltensdispositionen, die

je nach Situation und Umfeld unterschiedlich zur Ausprägung kommen. Würde die Umweltbildung vorwiegend unmittelbare und bestimmte Verhaltensveränderungen anstreben, widerspräche sie ihren eigenen Zielen: die Kinder und Jugendlichen zu selbstbestimmten, verantwortungsvollen und urteilsfähigen Persönlichkeiten zu erziehen. Bilden heisst, die Selbsttätigkeit des Menschen ins Zentrum zu stellen. Der Mensch entwickelt seine Persönlichkeit in der tätigen und reflexiven Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Hier hat die Umweltbildung anzusetzen. Sie fragt: Womit beschäftigen sich Kinder und Jugendliche heute? Auf welche Weise kann diese Auseinandersetzung im Rahmen der schulischen Ausbildung sinnvoll stattfinden? Im Unterricht zur Umweltbildung sollen also Themen aufgegriffen werden, die aktuell und für die Zukunft der Umwelt und somit der Kinder und Jugendlichen selbst relevant sind.

Umweltbildungsforschung beschäftigt sich mit der Frage, wie es gelingen kann, lernende junge Menschen in die Komplexität der Umwelt hineinzuführen, ohne bei ihnen Resignation auszulösen. Sie beschäftigt sich damit, wie diese jungen Menschen Verantwortung lernen können. Es ist nicht ihr Ziel, die Jugendlichen zu einem nachhaltigen Verhalten anzuhalten, sie zu instrumentalisieren. Genauso wenig darf sich die Umweltbildungsforschung für die Politik instrumentalisieren lassen. Vielmehr schafft die Umweltbildungsforschung grundlegendes Wissen über Lernprozesse. Aus diesem Wissen könnte die Politik lernen.

Kann die Umweltbildungsforschung die Welt verändern? Sie kann es, wenn sie Lernende ermutigt, sich auf schwierige gesellschaftliche Fragen einzulassen.

Rosanna Pangrazzi ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Gymnasial- und Berufspädagogik.



Regula Kyburz-Graber, Professorin am Institut für Gymnasial- und Berufspädagogik der Universität Zürich, erhielt den renommierten Environmental Education Award. (Bild Frank Bruderli)

Applaus

Johannes Eckert, Emeritierter Professor für Parasitologie, ist von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina für sein langjähriges Engagement mit der Verdienst-Medaille ausgezeichnet worden.

Ueli Grossniklaus, Ordentlicher Professor für Entwicklungsbiologie der Pflanzen, wurde von der European Molecular Biology Organisation (EMBO) zum Mitglied ernannt.

Hans-Lukas Kieser, Privatdozent für Geschichte der Neuzeit, lehrt von Januar bis April 2008 als Invited Associate Professor am History Department und am Department of Near Eastern Studies der University of Michigan.

Marlen Kobloch, Doktorandin an der Abteilung für psychiatrische Forschung der UZH, wurde mit dem «Empiris Award for Research in Brain Diseases» ausgezeichnet.

Damian Läge, Assistenzprofessor für Angewandte Kognitionspsychologie, hat den MEDIDA-PRIX-Publikumspreis 2007 für den E-Learning-Studiengang «Psychopathology Taught Online» (PTO) gewonnen.

Angelika Linke, Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft, wurde für 2009/2010 als Fellow an das Wissenschaftskolleg in Berlin berufen.

Pietro De Marchi, Privatdozent für italienische Literaturwissenschaft, erhält den Band «Replica», eine Sammlung von

Gedichten und Kurzprosa, eine der sieben Auszeichnungen, die der Kanton Zürich dieses Jahr für ein literarisches Werk vergibt.

Borut Marincek, Direktor des Instituts für Diagnostische Radiologie am Universitätsspital Zürich, wurde in Antwerpen zum Ehrenmitglied der Royal Belgian Radiological Society ernannt.

Sandra Mittag, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Evaluationsstelle der UZH, wurde an der Jahrestagung der DeGEval (Gesellschaft für Evaluation) für ihre Dissertation «Qualitätssicherung an Hochschulen» mit dem Nachwuchspreis für hervorragende Beiträge zur Evaluationsforschung ausgezeichnet.

Gustav K. von Schulthess, Direktor der Klinik für Nuklearmedizin am Universitätsspital Zürich, erhielt die Ehrendoktorwürde der Universität Kopenhagen.

Brunello Wüthrich, Emeritierter Professor für Dermatologie und Venerologie, besonders Allergologie, ist zum 600-jährigen Jubiläum der Restauration der Krakauer Akademie mit der Ehrenmedaille ausgezeichnet worden.

Peter Zweifel, Ordentlicher Professor für theoretische und praktische Sozialökonomie, wurde zum Gastdozenten für den Bereich Gesundheitsökonomie an der Humboldt Universität zu Berlin ernannt.

Forschungspreis der Zürcher Krebsliga

Kampf gegen Krebs

Giancarlo Marra, Gastroenterologe und Molekularbiologe am Institut für Molekulare Krebsforschung der UZH, hat im Oktober den Forschungspreis der Zürcher Krebsliga erhalten, den diese aus Anlass ihres 50-Jahr-Jubiläums stiftete. Marra widmet sich seit zwanzig Jahren der Erforschung des Darmkrebses, der in der Schweiz zu den drei häufigsten Krebsarten gehört. In rund zwanzig Prozent der jährlich etwa 3000 bis 4000 Fälle ist eine genetische Veranlagung der Grund.

Auch wenn Marra Grundlagenforschung betreibt, so hat seine Arbeit doch grosse Bedeutung für die klinische Anwendung in der Diagnose und Prävention von Darmkrebs. Ausgezeichnet wurde Marra deshalb auch «in Anerkennung seines unermüdbaren Einsatzes um die enge Verbindung zwischen Grundlagenforschung und Klinik», wie es in der Begründung heisst.

Ausführlicher Artikel auf www.unipublic.uzh.ch

Studie zu Menschenrechten

Unrechte Zustände



Rechtsprofessorin Helen Keller.

Helen Keller, Professorin für Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht an der Universität Zürich, leitet seit 2004 ein Forschungsprojekt zur Wirkung der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) in ausgewählten Signatarstaaten. Das Projekt wird vom Schweizer Nationalfonds unterstützt. Eine Konferenz an der Columbia Law School in New York gab Anlass zu einer vorläufigen Bilanz.

Frau Keller, was war Ihre Motivation, ein derart umfassendes Projekt anzupacken?

Helen Keller: In meiner Habilitationsschrift habe ich mich mit der Frage befasst, wie Gerichte mit dem Völkerrecht umgehen. Schnell wurde mir klar, dass die Rezeption von ganz unterschiedlichen Faktoren beeinflusst wird. Gleichzeitig zeigte sich, dass der Beitrag der EMRK zur europäischen Integration bisher nicht vollständig erkannt worden ist. Deshalb lancierte ich ein Forschungsprojekt, das nicht nur danach fragt, wie, sondern auch warum sich die EMRK in den verschiedenen Signatarstaaten auf jeweils spezifische Weise auswirkt. Insgesamt untersuchten neun Länderberichtersteller die Lage in achtzehn europäischen Ländern, von Spanien bis Russland, von Italien bis Schweden.

Kürzlich hat in New York eine letzte Konferenz zum Projekt stattgefunden. Wieso gerade dort?

Mit Alec Stone Sweet stand ein amerikanischer Professor dem Projekt Pate, der aus einem politikwissenschaftlichen Blickwinkel analysiert, was die europäische Einigung seit dem Zweiten Weltkrieg vorantreibt. Die Amerikaner sind den Europäern in dieser Forschungsfrage einen Schritt voraus.

Das Projekt befindet sich in der Endphase. Was werden Sie bei der Synthese der Länderberichte besonders beachten?

Die Studie wird beispielsweise zeigen, dass der Einfluss der EMRK wesentlich von ausserrechtlichen Faktoren (so etwa Menschenrechtsbewusstsein, Wohlstand, geschichtlicher Hintergrund des jeweiligen Landes) abhängig ist. Zudem werden unerwünschte Entwicklungen offengelegt und mit statistischem Material untermauert. Die Flut von Bagatellfällen aus Westeuropa droht den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) zu ersticken; dadurch fehlen ihm oft die nötigen Ressourcen zur Bearbeitung der wirklich gravierenden Fälle. Man denke etwa an die Zustände in Tschetschenien, wo sich in einem Klima der Willkür und allgemeinen Rechtslosigkeit von der Öffentlichkeit unbeobachtet schlimmste Menschenrechtsverletzungen zutragen. Schliesslich wird die Studie aufzeigen, dass die sachliche und unpolitische Aufarbeitung von Menschenrechtsverstössen die grösste Stärke der EMRK ist. Genau dies ist aber auch ihre Achillesferse. Eine bessere Umsetzung der EGMR-Urteile ist ohne eine Politisierung des Verfahrens etwa durch sogenanntes «blaming, naming and shaming» kaum möglich. Durch solche Methoden aber würde wiederum die Legitimität des EGMR als eine sachliche, neutrale Instanz untergraben.

Interview: David Suter, Hilfsassistent am Rechtswissenschaftlichen Institut

Stimmt es, dass ...

... auch Schweizer das alte Ägypten plünderten?

Am Anfang der Wiederentdeckung des alten Ägypten stand der Feldzug Napoleons in das Land am Nil in den Jahren 1798/99. Die Expedition begleiteten 167 Gelehrte und Künstler, die geistige Elite Frankreichs, deren Aufgabe darin bestand, das Land geografisch, archäologisch, naturgeschichtlich, ethnologisch und kulturell zu untersuchen und zu beschreiben. Ihre Dokumentation, die «Description de l'Égypte», ein enzyklopädisches Wunderwerk von zwanzig Text- und Tafelbänden über ein Land, das ausser dem Namen nach bei den Europäern praktisch unbekannt war, insbesondere die Kupferstichtafeln einer buchstäblich im Sand versinkenden antiken Kultur, faszinierten die Weltöffentlichkeit. Mit der Entzifferung der Hieroglyphen durch den Franzosen Jean-François Champollion (1822) war das Zeitalter der Ägyptologie angebrochen.

Archäologen, Diplomaten und ihre Agenten, Sammler und Abenteurer zog es ins Land am Nil. Schiffsladungsweise verliesen die teils offiziell, teils heimlich ausgegrabenen Antiquitäten den Hafen von Alexandria und füllten die nun entstehenden Museen weltweit. Die zum Kauf angebotene Ware konnte ganz legal ausser Landes gebracht werden. Die Regierung sah keine Veranlassung, Gesetze zum Schutz dieser, der muslimischen Bevölkerung ohnehin fremden, heidnischen Kulturgüter zu erlassen. Die erste, auf Anregung des französischen Ägyptologen Auguste Mariette von der ägyptischen Regierung zusammengetragene Sammlung altägyptischer Kunstwerke, verschenkte der Khedive Abbas I. 1855 an Erzherzog Maximilian von Österreich anlässlich seines Ägyptenbesuches (heute Ägyptisch-Orientalische Sammlung des Kunsthistorischen Museums Wien). 1858 gründete Mariette ein neues Museum im Stadtteil Boulaq, dessen Exponate die Grundaustattung für das 1902 eröffnete, weltberühmte Ägyptische Museum von Kairo werden sollte.

Särge mit ihren Mumien als willkommene Geschenke

Inzwischen setzte unter den diplomatischen Vertretern ausländischer Mächte ein regelrechter Wettbewerb ein, wer die meisten, die schönsten, die grössten Objekte zusammentragen konnte. Auch in der Schweiz erfreute sich Ägypten zunehmender Be-

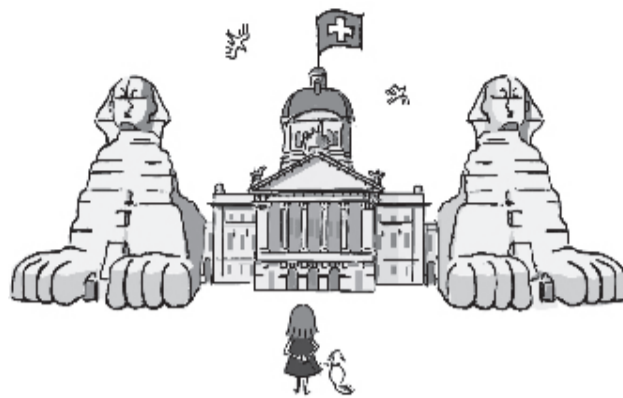


Illustration Azko Toda

liebtheit. Als kleines Land, das damals noch über keine diplomatische Vertretung in Ägypten verfügte, erfolgte der Erwerb ägyptischer Kulturgüter in wesentlich bescheidenerem Ausmass. Die ersten Objekte in Museumssammlungen waren meist typische Mitbringsel von Orientreisenden: etwa Skarabäen, Bronzestatuetten oder Totenfigürchen. Prominentere Stücke gelangten fast ausschliesslich als Geschenke wohlhabender Schweizer Bürger, die sich zeitweilig in Ägypten niedergelassen hatten, in die Museen ihrer jeweiligen Heimatstädte. Erstmals belegt ist die Ankunft eines Sarges mit Mumie in der Schweiz 1820. Damals erhielt der führende Politiker des Kantons St. Gallen, Karl Müller-Friedberg, den Doppelsarg einer Frau geschenkt, den er der Stiftsbibliothek St. Gallen überliess. Wie in vielen anderen Bibliotheken auch, wurden hier «Seltenheiten aus Natur und Kunst» ausgestellt.

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts siedelte sich eine wachsende Anzahl von Schweizer Bürgern in Alexandria und Kairo an. In Kairo scharte sich der «Cercle Suisse du Caire» um den 1862 aus dem Aargau ausgewanderten André Bircher, der durch sein Export-Import-Geschäft ein Vermögen erwirtschaftet hatte. Die Verbundenheit dieser Auslandschweizer mit der Heimat zeigte sich darin, dass sie ihrer Geburtsstadt gerne ägyptische Antiken überreichten. Dabei galten Särge als besonders prestigeträchtige Objekte. Sie

sind heute in etlichen kantonalen historischen Museen anzutreffen. Abteilungen ägyptischer Kunst etablierten sich in Genf (Musée d'Art et d'Histoire), Neuenburg (Musée d'Ethnographie) und Basel (Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig).

Ausfuhr mit drakonischen Strafen geahndet

Bis in die 20er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts unterhielt das ägyptische Museum Kairo einen Museumsshop, in dem überschüssige Objekte zum Kauf angeboten wurden. Funde aus Grabungen ausländischer Missionen gingen zur Hälfte an die Vertragspartner. Nach der Gründung der Republik Ägypten 1954 wurde die Ausfuhr ägyptischer Antiken strengstens untersagt und wird heute mit drakonischen Strafen geahndet. Ausgrabungslizenzen unterliegen einem strengen Auswahlverfahren. Kürzlich öffnete Wafaa El Sadik, die erste Frau an der Spitze von Ägyptens wichtigstem Nationalmuseum, die Gewölbe unter dem Museum. In hunderten von unangeschriebenen Kisten lagern Schätze von Expeditionen, geschätzte 90 000 Kunstgegenstände, die seit ihrer Entdeckung niemand mehr zu Gesicht bekommen hat. Das Museum selber platzt aus allen Nähten. Laut einer Studie der George-Washington-Universität und National Geographic sind die wichtigsten als Weltkulturerbe deklarierten Orte Ägyptens in zunehmend schlechtem Erhaltungszustand. Bemängelt wird, dass die antiken Stätten übermässig touristisch ausgeschöpft werden. Ägypten kann die Verantwortung für seine Kulturschätze nicht alleine wahrnehmen, die internationale Gemeinschaft ist gefordert, ihren Beitrag zur Erhaltung der Hinterlassenschaft der alten Hochkultur zu leisten. Die ägyptischen Museen und Sammlungen in Europa und Übersee mit ihren gut gehüteten Exponaten tragen diesem Bestreben Rechnung.

Renate Siegmann

Die Ägyptologin Renate Siegmann ist ehemalige Lehrbeauftragte und Vorstandsmitglied des Ägyptologie-Forums an der Universität Zürich. Im August 2007 hat sie zusammen mit Alexandra Küffer im Chronos Verlag, Zürich, einen Band «Unter dem Schutz der Himmelsgöttin: Ägyptische Särge, Mumien und Masken in der Schweiz» publiziert.

Blick von aussen

Wo FCB nicht Bayern München meint

Leonhard Held aus München ist seit einem Jahr Professor für Biostatistik an der Universität Zürich. Im Folgenden berichtet er über seine Eindrücke und den lieb gewonnenen Schweizer Pragmatismus.



«Die Gemeinsamkeiten sind verblüffend.» Leonhard Held. (Bild Frank Brüderli)

Eine attraktive Stadt mit Bergen und Seen in der Nähe, einer «gewöhnlichen» und einer technischen Universität, viel Kapital, das die Immobilienpreise auf das höchste Niveau im ganzen Land getrieben hat, und einem ausgeprägten lokalen Selbstbewusstsein, so dass grosse Teile der Bevölkerung in unverständlichem Dialekt reden – das klingt wie Zürich, beschreibt aber genauso gut meine frühere Heimatstadt München. Die Gemeinsamkeiten sind verblüffend. Wenngleich es auch Unterschiede gibt, die mir als typisch bayerischem Ignoranten vor meinem Umzug nach Zürich nicht bewusst waren. Ein echter Münchner geht in Öster-

reich zum Skifahren und fährt im Sommer zum Lago di Garda und nicht zum Lago Maggiore ... Der FCB ist selbstverständlich der FC Bayern und nicht der FC Basel!

Bevor ich mich zu sehr auf den Vergleich von Alpenvölkern versteife, möchte ich meinen Blickwinkel verändern und die Universität Zürich von Grossbritannien aus studieren. Dort habe ich einige Jahre gearbeitet, zunächst am Imperial College in London, später an der Lancaster University im rauen Nord-Westen Englands. An der Universität Zürich ist ja ein zunehmender Leistungsdruck zu beobachten, «leistungsorientierte Ressourcenzuteilung» heisst das

an der medizinischen Fakultät. Forschung und Lehre, ja ganze Institute, werden evaluiert. Für die Briten sind solche Tendenzen nichts Neues, gibt es dort doch seit Jahren die Research Assessment Exercise (RAE), die das ganze (akademische) Land alle paar Jahre in Atem hält. Beträchtliche finanzielle Mittel werden landesweit verteilt, aber hauptsächlich an die Departments, die am besten (Note 5) und am allerbesten (Note 5*) abschneiden. Unzählige Akademiker werden mit attraktiven Angeboten zu anderen Universitäten gelockt, damit diese dann beim RAE besser dastehen. An der Universität Zürich scheinen die Evaluationen hingegen noch mit Mass durchgeführt zu werden. Der hier vorherrschende Pragmatismus, den ich im Vergleich mit Deutschland sehr zu schätzen gelernt habe, macht solche bürokratischen Auswüchse in Zukunft unwahrscheinlich.

Womit wir wieder zurück im deutschen Hochschulwesen wären: Die kürzlich lancierte Exzellenzinitiative erscheint ein bisschen wie eine Variante der britischen RAE. Die finanzielle Förderung ausgewählter Universitäten, nach Jahrzehnten des politisch gewollten Ausblutens, erscheint typisch deutsch in punkto fehlender Nachhaltigkeit. Da bin ich doch sehr froh, dass die Universität Zürich intakte Strukturen für Forschung und Lehre bereithält, und den Vergleich mit all den Exzellenzuniversitäten in Deutschland sicherlich nicht zu scheuen braucht.

Leonhard Held

Letztes

Schlüsselsuche

«Meine Kaschmir-Handschuhe?!» Seit dem verfrühten Winterbeginn vor ein paar Tagen laufe ich mit blaugefrorenen Fingern umher, weil ich meine Edel-Handwärmer nicht mehr fand. Nun liegen sie vor mir auf dem Boden unseres Wohnzimmers. Als Teil eines ausgebreiteten Haufens verschiedenster Objekte, in dessen Mitte meine Herzdame kauert.

Letztere zelebriert das wöchentliche Ritual des Schlüsselsuchens. Es beginnt mit ausgedehntem Taschenwühlen, begleitet von gemurmelt Verwünschungen des sich hinterhältig und böse verbergenden Schlüssels. Langsam steigert es sich dann zu einer allgemeinen Jacken- und Schubladenanalyse. Der Schlüssel ist nun bereits zum personifizierten Bösen geworden. Der Schlussakt besteht immer aus dessen wundersamen Auftauchen in der anfangs geleerten Tasche.

Diesmal ist mir der Triumph des finalen Taschengriffs vergönnt. Zielsicher lange ich in eine der zahlreichen Innentaschen und schwenke den Schlüssel vor ihren Augen. Ihr Dank ist unendlich: «Den stecke ich nie dort hinein. Das warst sicher Du.»

Ebenfalls zum Ritual gehört das Auftauchen meiner vermissten Sachen. Diesmal sind es neben den Handschuhen noch meine Zeitung von gestern und meine teuren Seidensocken, die als Brillenputztuch ihre neue Bestimmung fanden.

«Was ist das überhaupt für eine hässliche Tasche. Die protzigen goldenen Reissverschlüsse, die überflüssigen Seitentaschen. Darin kannst Du ja nichts finden», bemerke ich in zwischen Vorwurf und Mitleid schwankendem Ton. «Die hast Du mir zu unserem Hochzeitstag geschenkt.»

Thomas Poppenwimmer